Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/1
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/2
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/3
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/4
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Beurtheilung
der
Menschen dieser Zeit,
Oder
Briefe
über
verschiedene Sachen
herausgegeben
durch den Verfasser der Lettres
Juives, Cabalistiques und
Chinoises.

BERLIN,
zu finden bey Joh. Jac. Schützen. 1745.

19 F. 28

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/5
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/6
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Durchlauchtigster

Allergnädigster König!

Es ist mir überaus angenehm, daß ich Ew. Majestät für die vielen Gnaden-Bezeigungen, womit Höchst Dieselben mich bishero zu beehren, Großmüthigst geruhen wollen, in einer andern Sprache, als mir angebohren, den unterthänigsten Dank abstatten kan.

Stünde es bey mir Allergnädigster König! so möchte ich wohl hundert Stimmen haben, um Dieselben öffentlich bekant zu machen, und wünschte von Herzen, daß ich mich in allen verschiedenen Sprachen deutlich ausdrücken könte, um der gan-

zen Welt zu erkennen zu geben, wie sehr ich von den hohen Eigenschaften Ew. Maj. eingenommen bin. Diejenigen, welche die unschätzbare Ehre haben, nahe um Ew. Majest. Hohe Person zu seyn, empfinden gleichsam einen geheimen Zug, Hochst Dieselben eben stark zu bewundern, als heftig zu lieben. Ew. Majest. nehmen aller Herzen durch Deroselben hohe Tugenden ein, und behalten sie als ein Eigenthum durch Deroselben angebohrne Sanftmuth und Gnade.

Allergnädigster König! Glücklich sind diejenigen, welche unter der Botmäßigkeit eines so gerechten Fürsten, als Ew. Majest. sind, leben und an ihrem Könige einen wahren Vater antreffen. Ich bin mit der tiefesten Ehrfurcht

Ew. Majestät

Meines Allergnädigsten Königs

Unterthänigster Diener und Unterthan

Marquis d'Argens.

Beur=

Beurtheilung
der
Menschen dieser Zeit,
oder
Briefe
über verschiedene Sachen,
herausgegeben
durch den Verfasser der Lettres Juives.

* *

Der Erste Brief
Des Ritters D*** an den Grafen D***

Sie begehren, mein Herr, daß wir einander unsere Gedancken mittheilen sollen über die verschiedenen Vorwürfe, die uns im Umgange mit vornehmen Leuten, worinn wir den größten Theil unsers Lebens zugebracht haben, in die Augen gefallen sind; Sie glauben, die Betrachtungen, welche wir über so viele Dinge, so aller unserer Aufmercksamkeit werth zu seyn geschienen, anstellen könten, würden der Welt Nutzen schaffen; Endlich bilden Sie sich ein, ein solcher Briefwechsel zwischen uns beyden würde ein Wochenblatt, das überal Beyfal fünde, ausliefern. Ich weiß nicht, ob ihre Meinung Grund habe, und kan mir kaum vorstellen, daß sie richtig sey. Viele Gründe, welche Sie nicht in Erwegung gezogen, erregen bey mir einen Zweifel an dem, was Sie für gewiß ansehen. Ich weiß, daß Ihnen wohl bekannt ist, was dazu gehöre, um ein gutes Wochenblatt, das der Hochachtung derer, so mit uns zu gleicher Zeit leben, würdig sey, und auf die spätesten Nachkommen zu gelangen verdiene, zu verfertigen; Allein, Sie überlegen es nicht

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/9
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

genug. Ich bitte, bedencken sie die Verschiedenheit des Geschmacks derjenigen, so Wochenblätter lesen. Begeben Sie sich nur einen Augenblick in ein Coffee-Haus, oder in eine öffentliche Gesellschaft; man liefet daselbst eins von ihren Wochenblättern, wovon soll es wohl handeln? Ich lasse Ihnen hierinn die freye Wahl. Betrift es die Gelehrsamkeit, gut, gleich sind drey Stutzer da, welche euch für einen Pedanten schelten; einer pfeift, der andere singt, und der dritte, indem er eine Creutz-Capriole schneidet, reisset das Blat aus der Hand dessen, der es liefet. Wohlan, werden Sie sagen, ich will von Liebeshändeln reden, um diese Stutzer zu vergnügen. Sie stossen abermal an, und indem Sie einer kleinen Gefahr entgehen wollen, gerathen Sie in eine weit grössere. Ein Gelehrter, dessen verdrießliches und neidisches Gesicht etwas Gebieterisches an sich hat, fängt auf eine ernsthafte Weise zu reden an, und erkläret Sie mit einer störrigen Stimme für einen Unwissenden, dessen Schriften nicht werth seyen, daß sie jemahls von einigen Gelehrten gelesen werden. Gedencken Sie ja nicht, daß diese Stutzer, denen Sie die Zeit haben vertreiben wollen, Sie wieder diesen neidischen Gelehrten werden zu vertheidigen suchen. So bald er Sie tadeln wird, so werden sie ihn sehr gelassen anhören; sie werden noch mehr thun, sie werden ihm auf sein Wort glauben, und kein Bedencken tragen, Sie würcklich für einen Unwissenden anzusehen. So ist das menschliche Geschlecht geartet, alles was auf Verleumdung abzielet, ist ihm angenehm. Sie haben in den zahlreichen Gesellschaften, worinn Sie sich befunden haben, anmercken können, daß wann man in denselben einen beurtheilete, alle Personen, von welchem Alter, Stand oder Würde sie auch seyn mochten, sich vereinigten und einerley Meinung waren. Kaum fanden sich in der grossen Anzahl einige kluge und verständige Leute, welche sich unterstunden, die Vertheidigung der Wahrheit über sich zu nehmen. Betrachten sie derowegen, daß sie jederzeit, Sie mögen es angreiffen wie Sie wollen, viel mehr Tadler, als solche, bey welchen Sie Beyfal finden, antreffen werden. Viele Leute bilden sich überdas ein, es seye besonders artig, wann sie mit allem übel zufrieden sind, und würden glauben, man sähe sie für schwache Köpfe an, wann sie nicht den Ausspruch thäten, selbst über Dinge, wovon sie gar nichts verstehen. Der Eiffer, ein scharfsin-

sinniger Kopf zu heissen, muß als eine Kranckheit, die auf gleiche Weise den verschiedenen Ständen der Menschen anklebet, betrachtet werden. Eben dieser unordentliche Hochmuth, welcher einen Prediger anreitzte sehr schlechte Verse zu machen, verursachte auch, daß Pradon wieder Desperaux schrieb: Der Mann, welcher in Bedienung stehet, hat eben so viel Begierde sich hervor zu thun, als ein schlechter Schriftsteller. Von der elenden Tadelsucht mag man sagen, was Horatius vom Tode gesagt hat: Æquo pulsat pede pauperum tabernas regumque turres.

Vor gewisse Leute ist es eine Marter, wann sie ein gutes Werck loben hören. Die Lobsprüche, so man demselben beyleget, betrachten sie als Schmäh-Worte, die man ihnen saget. Sie bilden sich ein, das Lob gehöre nur vor sie allein, und müsse lediglich für das, was sie verfertigen, oder sagen, versparet werden. Die Eifersucht, welche weder überwunden noch vermindert werden kan, verzehret sie, und das Verdienst hingegen, dienet nur dazu, um sie zu vermehren. Ihre einzige Bemühung gehet dahin, um sich wieder alles, was sie der Hochachtung der Welt würdig zu seyn glauben, aufzulehnen. Allein, werden Sie sagen, wie haben es dann einige Schriftsteller, deren Wercke guten Abgang gehabt, angefangen? Die Schrift des Herrn Prevost d' Exil, worin er sowohl was für eine Sache, als was wieder dieselbe ist, anführet, hat viele Jahre Fortgang gehabt, die Betrachtungen über die Schriften der neuern Verfasser des Herrn Abts von Fontaines würden noch gedruckt, wann sie nicht durch einen Befehl des Staats-Raths wären verboten worden. Dieses Werck wird anjetzo unter einem andern Titul fortgesetzet. In Holland und Teutschland verkauft man würcklich viele Wochenblätter, die gelesen werden; warum sollen wir das nicht ausführen können, was so viele andere gethan und noch thun? Lassen Sie uns dann eine Arbeit anfangen, welche viele ohne sonderliche Mühe vollendet haben. Sie irren, mein Herr, wann Sie also gedencken; die Wercke, welche ich so eben nahmhaft gemacht, haben sich aus Gründen, die sich bey denen, so Sie heraus geben wollen, nicht finden, in ihrem Werth erhalten. Zwey Dinge haben verursachet, daß das obengedachte Werck des Herrn Prevost d' Exil Beyfal gefunden hat; das erste war die besondere Geschicklichkeit und die erhabene Schreib-Art des Verfassers; das zweyte, weil

damahls kein eintziges Wochenblat, das erleidlich war und wovon man eine Seite mit Lust hätte lesen können, gefunden wurde. Die Betrachtungen über die Schriften der neuern Verfasser des Abts von Fontaines, sind so lange fortgesetzet worden, bis sie, wie schon gesagt, verboten wurden. Wolten Sie wohl, zum Nachtheil ihrer Redlichkeit, Leser haben, und wünschten Sie wohl sich dadurch gefällig zu machen, wann Sie die ehrwürdigsten Leute tadeln, den schönsten Stücken der Wercke derienigen Verfasser, die Sie nicht liebeten, eine falsche Erklärung geben, sowohl unrichtige als schädliche Auszüge machen, die Aufrichtigkeit der Lügen aufopfern, und ihren Lesern durch Beurtheilungen, die mit Verläumdungen und zuweilen gar mit Lästerungen angefüllet sind, die Zeit zu vertreiben suchen? Sie besitzen alzuviel Ehre, als daß Sie durch so verächtliche und niederträchtige Mittel sich gefällig zu machen suchen solten.

Heut zu Tage verkauft man in Holland und Teutschland verschiedene Wochenblätter, welche man lieset. Diese Blätter handeln nur von Staats-Sachen. Sie glauben, man müsse von gecrönten Häuptern mit der Ehrfurcht, so man ihrem hohen Rang schuldig ist, reden; Sie dencken eine Privat-Person bereue es über kurtz oder lang, daß Sie dieselben beleidiget habe; also würde zu einer Zeit, worinn fast alle Blätter, die von den Angelegenheiten grosser Printzen reden, vielmehr Stachel- und Schmäh-Schriften, als verständige und unpartheyische Urtheile ausliefern, die Bescheidenheit bey Gemüthern, die durch die Streitigkeiten, so sie voneinander trennen, und durch den Haß, welcher sie verleitet, alzusehr aufgebracht sind, wenig Beyfall finden. Uberdem gerathen alle diese vermeinte politische Schriften, welche unter der Hitze des Krieges geschrieben werden, in eine ewige Vergessenheit, sobald der Friede wieder hergestellet ist. Man erinnert sich der Schmähschriften nicht mehr, die unter der Regierung Ludovici des Vierzehnten gantz Holland überschwemmeten; was sage ich? Man weiß schon nicht mehr den Namen derer, welche unter der Regentschaft des Hertzogs von Orleans, und im Anfang der Staats-Verwaltung des Cardinals von Fleury, sind verfertiget worden. Wolten Sie schreiben, mein Herr, um sich die Hochachtung so wohl derer, so mit Ihnen zu gleicher Zeit leben, als auch der Nachkommen zu erwerben, so würden satyrische Zei-

tungen ihre Erwartung schlecht erfüllen. Gründen Sie derowegen ja nicht ihre Hofnung auf den guten Abgang gewisser Wochenblätter; Die Ursachen, welche dieses zuwege gebracht, haben, wie ich es ihnen schon gesagt und gezeiget habe, keinen Vergleich mit dem Werck, welches Sie der Welt mittheilen könten. Ich rathe ihnen dann, daß Sie ihr Vorhaben ändern; wagen Sie es ja nicht etwas zu unternehmen, das Sie nicht mit Ehre und Ruhm ausführen würden. Folgen Sie nicht dem Beyspiel dieser Schrift-Steller, welche, weil sie zu schreiben sich einmahl bey der Welt anheischig gemacht, dem verdrießlichen Wechsel unterworffen sind, entweder ihr gegebenes Wort zu schwächen, oder sich lächerlich zu machen. Bey dieser Gelegenheit will ich Ihnen einen ziemlich artigen Streich erzehlen, und damit meinen Brief beschliessen. Ein Verfasser gab für ungefehr einem Jahr ein Buch heraus, in welchem er versprach, daß er das menschliche Geschlecht in den folgenden Bänden unterrichten wolle. Dieser erste Band enthielte wenig mehr als diese prahlerische Verheissungen und viele Schmäh-Worte wieder die Herren von Voltaire, 's Gravesande, und einige andere hochgeachtete Verfasser in sich. Die gelehrte Welt war eben nicht neugierig, daß sie hätte sollen ein Verlangen tragen die schönen Sachen, so man ihr zu entdecken versprach, zu erlernen. Der Anfang des Wercks dieses Verfassers blieb im Laden des Buchhändlers liegen, alwo es allem Ansehen nach Zeit genug haben wird, in Ruhe zu verschimmeln, und die Bände, welche auf den ersten folgen solten, wurden gar nicht gedruckt. Der Verfasser wolte wieder das gantze menschliche Geschlecht eine Klage erheben, er beschuldigte es einer Schwachheit des Verstandes, er schalt auf den Geschmack der Menschen; er verschwur sich, er wolte alle Bücher, die man billigte, auf eine beissende Art beurtheilen. Allein nichts konte sein Schicksal ändern, und er muste also, weil er seinen eigenen Kräften alzuviel zugetrauet hatte, die Strafe seines Hochmuths leiden. Wie viele Leute giebt es nicht in dieser Welt, welche dem Verfasser ähnlich sind, und indem sie es dem Stoltz des Frosches, wovon die Fabel redet, nachthun wollen, ihren Untergang, wie dieser, in ihrem thörichten Ehrgeitz finden? Ich bin ꝛc. Paris, den...

Antwort des Grafen D*** an den Ritter D***

Ihr Schreiben, mein Herr, hat mich auf keine andere Gedancken gebracht, und ich bin überzeugt, daß wir das Werck, so ich euch vorschlage, unternehmen können, ohne daß wir befürchten dürfen, es möchte keinen Fortgang haben. Sie glauben, man müsse, um sich heutiges Tages gefällig zu machen, von Staatssachen reden; ey was! beschäftigen sich dann alle Menschen so sehr mit Kriegs-Neuigkeiten, daß sie bey andern Dingen unempfindlich sind? Lassen Sie ihren Irthum fahren, mein Herr, die Stutzer sind, sich über scheinheiliges Frauenzimmer aufzuhalten, das scheinheilige Frauenzimmer verliebte Schwestern zu tadeln, die verliebten Schwestern ihre Liebsten zu hintergehen, und die Betrüger diejenigen, mit welchen sie zu thun haben, anzuführen, anjetzo eben so geneigt, als sie es mitten im Frieden sind. Die Männer und die Weiber sind immer einerley geartet, auf eine gleiche Weise gewohnt Thorheiten zu begehen, auf gleiche Art geneigt sich über andere aufzuhalten, endlich auf gleiche Weise von sich selbst eingenommen, und geschäftig, die geringsten Fehler, so sie an andern gewahr werden, zu tadeln. Wir gründen also den glücklichen Fortgang unserer Blätter auf die Natur und das Wesen der Menschlichkeit. Welch ein weites Feld bieten nicht die Thorheiten der Menschen unserer Feder dar, und wie viele Liebhaber verspricht uns nicht die Beurtheilung, so wir darüber anstellen werden! In Wahrheit, mein Herr, Sie bedencken es nicht recht; begehren Sie, wir sollen von andern übel reden, und solchergestalt keine Anhänger finden? das wäre eben so wunderlich, als wann wir Predigten über Streitigkeiten in Glaubens-Sachen verfertigten, und doch Leser hätten. Stellen Sie sich einmal vor, daß unser Blatt zum Vorschein komme, wen soll es wohl beurtheilen? Die Pedanten; da sind die Stutzer, die Kriegsleute, die Sachwalter, die verliebten Aebte, welche uns Beyfal geben. Machen wir die Stutzer lächerlich, Gott weiß die Lobsprüche, so wir von verständigen und vernünftigen Leuten erhalten. Treiben wir unsern Spott mit scheinheiligen Frauenzimmer, so haben wir alle junge Weiber auf unserer Seite. Tadeln wir die Heuchler, rechtschaffen fromme Leute loben uns. Also wann wir einen Theil des menschlichen

Geschlechts durchhecheln, können wir uns den Beyfal des andern Theils versichert halten. Ich dürfte bald sagen, daß wir gar keine Tadler haben werden. Wenig Leute werden in den algemeinen Bildern, welche wir machen werden, sich selbst abgeschildert finden. Die Eigenliebe ist ein vortrefliches Linderungs-Mittel wieder die Stachelschriften der Verfasser. Ein Geitzhals lacht alle Tage in dem Schauspiel von dem Geitzigen; ein Unbedachtsamer ergetzt sich in demselben über den Unbesonnenen, und ein Menschenfeind kan seine Freude über die Vorstellung des Menschenfeindes nicht verbergen. Alle diese Leute glauben, sie sehen in diesen natürlichen Gemählden, ihre Freunde und Nachbarn; sie nehmen sich aber wohl in acht, damit sie nicht auf die Gedancken gerathen, als ob dieselben ihnen ähnlich seyn können. Lassen Sie uns dann, mein Herr, ohne Abschub einen Anfang machen, und alle eitle Furcht verbannen. Lassen Sie uns nur dahin trachten, daß wir jederzeit wohl Achtung geben, damit, wann wir die Laster bestraffen, wir nicht auf versöhnliche Fehler, welche Aufführung den Gesetzen der Billigkeit zuwieder ist, gerathen, wie es sonst wohl gewisse Verfasser gethan haben. Werden wir also die Sitten beurtheilen, so soll es ohne Bitterkeit und Zorn geschehen. Werden wir ein Werck untersuchen, so soll der Nutzen der Menschen unser eintziger Zweck seyn, und wann wir ein schlechtes Buch tadeln, so wollen wir den Verfasser desselben in Ehren halten. Der artigste Mann von der Welt kan sehr schlecht schreiben, und doch die Schwachheit haben, daß er schreibt. Die Würde eines Caplans war eben so vortreflich, als seine Wercke schlecht sind. Es giebt heutiges Tages in Holland, Franckreich und Teutschland viele brave Leute, welche schlechte Bücher verfertigen. Jederman sagt, zum Exempel, der Herr Gottsched und seine Frau seyen wegen ihrer löblichen Sitten hochzuschätzen; so man aber denen Teutschen Glauben beymessen darf, so überschwemmen sie ihr Vaterland mit schlechten Büchern. Man muß jederzeit einen guten Unterscheid zwischen den Fehlern des Hertzens und des Verstandes machen. Die erstern müssen in uns einen Abscheu verursachen, die andern sind einiger massen zu entschuldigen, weil sie nur denen, so damit behaftet sind, Schaden zufügen. Ich bin mit vieler Hochachtung

Mein Herr ꝛc.

Lion, den * * *

Beurtheilung
der
Menschen dieser Zeit,
oder
Briefe
über verschiedene Sachen,
herausgegeben
durch den Verfasser der Lettre Juives.

* *

Der Zweyte Brief
Des Ritters D*** an den Grafen D***

Weil Sie es schlechterdings verlangen, so lassen Sie uns dann unsere Wochenblätter anfangen. Um Ihnen aber die Wahrheit zu gestehen, so weiß ich nicht alzuwohl, was ich Ihnen in diesem sagen werde. Gewissen Schrift-Stellern ist nichts so gewöhnlich, als daß dieselben, ehe Sie ein Werck anfangen, eine grosse Menge Gedancken, die sich ihrem Verstande auf einmahl darstellen, haben. Wann Sie aber dieselben in die gehörige Ordnung bringen sollen, so scheinen sie gäntzlich zu verschwinden, und man kan sich derselben kaum mit vieler Mühe wieder erinnern. Es ergieng mir eben so, wie diesen Schrift-Stellern, ehe ich das erste Wort meines Briefes schrieb. Ich hatte Ihnen hundert Sachen, die mir sehr wichtig vorkamen, mir aber in dem Augenblick entfallen, zu sagen. Ich wolte Sie, zum Exempel, unterhalten von den Weibern, von ihrem Eigensinn, ihrer Unbeständigkeit, ihrem Eifer, ihrer Liebe gegen die Moden, ihrem Wiederwillen vor allem was gründlich ist, ihrer Bemühung, um in dem, was ihrer Leichtsinnigkeit und Lust an Kleinigkeiten schmeicheln kan, Unterricht zu nehmen. Endlich nachdem ich ihre Fehler untersucht, nahm ich mir vor, von dem

den Eigenschaften, welche sie uns liebenswürdig machen, Meldung zu thun. Ich würde ihr zärtliches und reitzendes Wesen, ihre verführische Annehmlichkeiten, die Scharfsinnigkeit ihres Verstandes gelobet haben; Hätte also die Beschreibung, welche ich von dem Frauenzimmer überhaupt würde gemacht haben, alles was der Verstand und das Hertz des Menschen Gutes und Böses an sich hat, zusammen verfasset. Allein, weil meine Einbilduugs-Kraft auf einmahl eben so arm geworden, als sie einen Augenblick zuvor reich war, finde ich mich genöthiget, unter so vielen Sachen mir eine eintzige derselben, welche ich mit guter Musse untersuchen könne, zu erwehlen. Meine Gedancken werden sich nach und nach wieder einfinden: Sobald sich meine Aufmercksamkeit nur auf einen eintzigen Vorwurf erstrecken wird, so wird meine Einbildungskraft desto freyern Lauf haben; ich werde sogar einen beträchtlichen Vortheil finden, wann ich die Sachen umständlich untersuche. Die Abbildung des scheinheiligen Frauenzimmers wird mir Materie zu einem Brief an die Hand geben, und die Beschreibung des verliebten Frauenzimmers eben diesen Dienst erweisen; und wann ich nun solchergestalt die Sachen, so ich verhandeln werde, zu meinem Nutzen anwende, so werde ich aus der Schwäche meines Verstandes Vortheil ziehen. Ich will es denen Mahlern nachmachen, welche, weil sie nicht allzusehr in ihrer Kunst erfahren sind, um auf ihre Gemählde viele Figuren zu setzen, doch geschickt genug sind, um eine oder zwey wohlgezeichnete Figuren darauf zu mahlen, und auf viele Gemählde bringen, was Raphael und le Brun auf ein eintziges würden gesetzt haben. Ich bleibe also in dem Verfolg dieses Briefes stehen, Mein Herr, bey der Untersuchung der Gemüths-Art derjenigen scheinheiligen Frauenzimmer, welche der Gesellschaft Verdruß, verliebten Weibern Quaal, bey Stutzern Gelegenheit zu Spöttereyen und bey verständigen Leuten Verachtung erwecken.

Hertzlich gerne will ich eine genaue Beschreibung machen von einer verstellten Frommen, von einem Frauenzimmer, das seine gantze Lebenszeit, damit, daß es sich Gewalt anthut, vergeblich saget, woran es gar nicht gedenket, und gantz anders zu Wercke gehet, als ihre Gedancken sind, unnützlicher Weise hinbringet, ohne daß es jemals zu seinem Zweck gelangen möge. Eine so geartete Person will für tugendhaft angesehen seyn, und wird doch nicht als eine solche betrachtet; Sie glaubt diejenigen, mit welchen sie

lebet, zu betrügen, und niemand lässet sich von ihr hintergehen. Sie bildet sich ein, sie habe deren Hochachtung, und sie wird von ihnen verachtet. Nachdem sie nun einen Theil ihres Lebens mit fleißiger Beobachtung ihrer selbst, und sorgfältiger Enthaltung dessen, was sie am heftigsten wünschte, zugebracht, so bestehet alles, was sie erlangt, darinn, daß man sagt, sie habe, ihre Person sehr wohl gespielet, und man hätte sie für eine rechtschaffen Fromme ansehen sollen.

Es ist unmüglich, daß die verstellte Sittsamkeit jemahls das Ansehen der wahren Tugend haben könne. Diese letztere ist natürlich, aufrichtig, ohne Prahlerey; sie ist allezeit einerley, sie macht kein gros Aufsehen, doch aber scheuet sie auch nicht das Licht. Die erstere hingegen ist gezwungen in ihren Manieren, sie will, daß ihre geringste Handlungen beobachtet werden, sie lässet sich gerne sehen, unterdessen befürchtet sie doch, sie möchte alzu genau angesehen werden, sie hat eine gezwungene Geberde, welche sie verräth, und dasjenige offen leget, was sie mit so vieler Sorgfalt zu verbergen sucht. Endlich zwischen der verstellten und wahren Sittsamkeit ist eben der Unterscheid, welcher sich zwischen der Larve und dem Gesicht befindet; die Nachahmung der Larve ist jederzeit mangelhaft, und kan niemals volkommen genug seyn, um die Augen, welche dieselbe genau anschauen, zu betrügen, daß sie verhindern solte, zwischen dem belebten und leblosen Bilde einen Unterscheid zu machen.

Die Tugend scheinheiliger Weiber bestehet in wohl ausgesonnenen und mit einem gezwungenen Wesen vorgebrachten Reden, diejenige aber kluger Weiber findet sich in ihren Handlungen. Die Scheinheiligen reden, die Vernünftigen schreiten zum Werck selbst. Die ersten entziehen sich um eitlen Ruhms willen denen unschuldigsten Ergötzlichkeiten, die andern bedienen sich alles Vergnügens, daß die Vernunft und der Wohlstand billiget. Die verstellten frommen Weiber bedecken unter dem Schein der Lügen und der Verstellung den Hochmuth, der sie plaget, den Neid, der sie frißt, den Geitz, der sie beherrscht, und den Haß, der sie antreibet. Endlich, es ist keine Leidenschaft, welche sie nicht unter dem betrügerischen äusserlichen Schein zu verbergen suchen. Die Vernünftigen hingegen lassen ihre Neigungen, wie sie natürlich sind, blicken, sie zwingen sich nicht, weder in ihren Reden, noch in ihren Handlungen. Gleichwie sie gar keine Ursache haben, einiges Mißtrauen in ihren Verstand oder in ihr Hertz zu setzen, also fürchten sie sich weder

vor

vor der Lebhaftigkeit des einen, noch vor den Regungen des andern. Ihre Handlungen stnd natürlich und dem, was sie dencken, gemäß. Die Aufrichtigkeit und Redlichkeit sind in ihren geringsten Verrichtungen zu sehen. Ihre Gespräche sind erhaben und ungekünstelt, welche Eigenschaft nur die Wahrheit an sich hat, und von der Unwahrheit nicht kan nachgemacht werden.

Viele Frauenzimmer sehen die Scheinheiligkeit an, als ein Mittel wieder die Häßlichkeit und das Alter. Sie glauben die Ungemächlichkeit desselben durch eine erdichtete Andacht zu ersetzen; sie befleißigen sich die Jugend und Schönheit als gefährliche und geringschätzige Eigenschaften in einen übeln Ruff zu bringen, sie machen sich eine Ehre daraus, dasjenige zu verachten, zu dessen Besitz sie nicht gelangen können, und dessen Verlust einen desto grössern Schmertz verursacht, weil sie denselben zu verbergen sich genöthiget sehen; sie suchen in einer behutsamen Stellung, Manieren, welche die Reitzungen, so ihnen abgehen erstatten; wann sie allen Trost in der Welt verlohren haben, so bestreben sie sich, den Himmel auf ihre Seite zu bringen.

Die Kunst von andern übel zu reden, wird von scheinheiligen Frauenzimmer aufs höchste getrieben. Sie verläumden auf eine grausame Weise alle diejenigen, welche entweder ihre Eifersucht, oder ihren Haß erregen. Unter dem scheinbaren Vorwand gewisse Gebräuche zu tadeln, verschonen sie niemand. Die grösse der Reifröcke giebt der Celimene Gelegenheit, die Aufführung der Celia, die Eingezogenheit der Dorimene, und die Leibes-Gestalt der Celiante zu tadeln. Die Gewohnheit sich zu schmincken, giebt eben dieser Celimene hunderterley abgeschmackte Schertzreden, über das Gesicht der schönsten Frauenzimmer in der Stadt an die Hand. Die eine hat eine eben so braune Gesichtsfarbe, als ihre Schmincke roth ist, die andere legt die rothe auf zubereitete weisse Schmincke; die dritte bedienet sich einer so grossen Menge derselben, daß sie einer erleuchteten Figur ähnlich siehet; die vierte bedecket vermittelst derselben die Finnen, womit die Haut ihres Gesichts gleichsam besetzt ist. Celimene wäre die unglückseligste Person von der Welt, wann man ihr die Mittel zu verleumden wegnähme, und würde vor Schmertzen sterben, wann die Frauenzimmer so beschaffen wären, wie sie dieselben haben will. Sie spricht niemals von der Tugend, als nur, damit sie das Vergnügen haben möge, diejenigen, welche sie beschuldiget, daß

sie

ſie keine beſitzen, zu tadeln; ſie würde lieber mit Huren, welche ihr Stoff genug, ihre Schmähſucht auszuüben, gäben, in Geſellſchaft ſeyn, als mit Frauenzimmern umgehen wollen, deren ſtrenge Sittſamkeit vor ihrer Läſterzunge ſicher wären.

Es iſt nichts wunderlicher und ergötzlicher, als eine verliebte Scheinheilige; dann die Scheinheiligkeit ſchlieſſet die Liebe gar nicht aus, ſie läſſet nur die Regungen derſelben vor den Augen der Welt nicht blicken. Eine Scheinheilige, ſo ſich zur Liebe bewegen läſſet, ſuchet ihre Leidenſchaft nicht zu überwinden, ſondern ſie zu verbergen; der Zwang, worinn ſie dieſelbe hält, dienet nur dazu, um ſie deſto heftiger zu machen. Eine Frauensperſon von dieſer Eigenſchaft iſt weit hitziger und zorniger als eine andere, aber ſie mäßiget ihre Hitze und Zorn; ſie iſt eiferſüchtig, aber ſie ſtellt ſich, als wäre ſie gleichgültig; ſie iſt verwegen, aber ſie miſſet alle ihre Schritte genau ab. Unterdeſſen dringet doch, aller beſchwerlichen Bemühungen ungeachtet, die Wahrheit durch den Nebel, worunter man ſie zu bedecken ſuchet. Die Liebe wird offenbar, wann man ſie am ſorafältigſten verbergen will. Kluge Leute laſſen ſich von der Verſtellung, welche das Hertz alle Augenblick verräthet, gar nicht hintergehen, und die Bemühungen, welche ſcheinheilige Frauenzimmer anwenden, werden zuletzt in Anſehung ihrer ein kurtzweiliger Zeitvertreib,

Iſmenia iſt in den jungen Baltides heftig verliebt. Sie merckt, daß es ihr in dem Alter, worinn ſie ſich befindet, nicht anſtehet, ein Kind, deſſen Mutter ſie ſeyn könnte, zu lieben. Sie befürchtet, man möchte ihre Neigung entdecken, ſie dencket nicht darauf, wie ſie ſich davon los machen, ſondern wie ſie dieſelbe verbergen möge. Sie verdoppelt ihren Fleiß in den Geſellſchaften, wo man Andachts-Ubungen hält, ſie leget eine Bibel und die Wercke Thomä von Kempis auf alle Tiſche ihres Zimmers. Ob ſie gleich ſonſt gar nicht mitleidig iſt, ſo giebt ſie doch Allmoſen, wann ſie in die Kirche gehet, auf den Spatzirgängen, ja überall, wo ſie kan geſehen werden. Sie beſuchet die Spitäler, ſie macht groß Werck von den Ubungen der Gottesfurcht, dergeſtalt, daß ſie ſogar Gott anruffet, wann ſie allein iſt. Man möchte ſagen, ſie habe Hofnung, ihre Liebe gegen Baltides dem Himmel zu verbergen, und damit ſie die Menſchen deſto beſſer hintergehen möge, will ſie ſogar den Himmel betrügen. Unterdeſſen wendet ſie, um ihrer Neigung

ein

ein Gnügen zu thun, insgeheim alle Mittel an, ihren Sohn, dessen Vormünderin sie ist, verleitet sie, um ihrem jungen Liebhaber Geschencke zuzubringen, und die Ansehnlichsten, welche sie ihm macht, dienen eben sowohl dazu, um ihn zu verpflichten, daß er verschwiegen sey, als sein Hertz zu gewinnen.

Die verstelte Frömmigkeit der Frauenspersonen, ist eine durchgehends umlauffende Kranckheit und die sich leicht weiter ausbreitet. Die Frauenzimmer, so nicht viel Verstand haben, lassen sich das Vergnügen, für tugendhafter als andere angesehen zu werden, betrügen. Alle Laster, so aus dem Hochmuth herfliessen, sind gefährlich bey dem schönen Geschlecht, und gewinnen leicht starcken Fortgang. Man muß einen nicht geringen Verstand haben, das Lächerliche wohl zu erkennen, welches sich darin befindet, daß man hoffen will, durch gezwungene Geberden, Lobsprüche, so nur wahrhaftig lobenswürdigen Handlungen zukommen und würcklich beygeleget werden, zu erlangen. Die Personen, welche keine gewisse Beurtheilungskraft besitzen, bilden sich ein, es seye ihnen gar leicht, andere zu hintergehen, und das einfältigste Weib glaubt, sie werde vermittelst einiger sittsamen Geberden in der Welt für eine vollkommene heilige gehalten werden.

Clelia, welche, weil sie ihren Liebhaber verloren, zum höchsten unwillig ist, befürchtet, man möchte sie beschuldigen, sie wäre gar nicht liebenswürdig genug, daß sie ihn hätte erhalten können; sie will, man soll es ihrer Klugheit zurechnen, was man doch nur der Unbeständigkeit Clitiphons beymessen kan. Sie schilt heftig auf die Liebe; sie führet bey allen Gelegenheiten an, wie nöthig es sey, daß man ein Mißtrauen in die Mannspersonen setze, sie hat eine gewisse Anzal aus der Mode gekommener und algemeiner Denckssprüche, welche sie in den Gesellschaften, auf den Spatziergängen, in den besondern Besuchungen, ja in der Kirche selbst vorbringet. Sie findet daselbsten die Celimena, sie redet diese an, als wann sie ihr noch so ein groß Geheimniß zu entdecken hätte, und, indem sie dieselbe in ihrem Gebeth stöhret, sagt sie zu ihr: "Meine liebe Freun-
"din! Vergiß nicht von dem Himmel zu erbitten, daß er dich
"mit eben den Gedancken, welche ich von dem geringen Ver-
"dienst der Mannspersonen habe, begnadigen wolle.
"Wann man in deinem Alter ist, so muß man stets wieder
"die Fallstricke, welche sie uns stellen, auf guter Hut seyn.

"Ich

"Ich sehe, daß du seit etlichen Tagen denen Liebkosungen "des Agenors Gehör giebst. Die Freundschaft, welche ich "gegen dich hege, macht mich befürchten, du möchtest dabey "nicht unempfindlich seyn. Wann ich gewolt hätte, eben "dieser Agenor würde Lust zu mir bekommen haben; aber "der Himmel bewahre mich davor. Ich würde die Ver- "nunft, so er mir giebt, übel anwenden, wann ich eine solche "Thorheit zu begehen fähig wäre." Nachdem diese Rede vollendet, gehet die Clelia aus der Kirche, und prediget der Dorimena am Nachttisch, der Celiante nach aufgehobener Tafel und der Doris vor dem Abend-Essen. Man möchte sagen, sie seye eine nach Indien gesendete Heydenbekehrerin, welche alle Stunden des Tages zur Bekehrung einiger Einwohner des Königreichs Siam anwendete. Dieser Eifer wird anhalten, bis die Unbeständigkeit des Clitiphons bey den Menschen in Vergessenheit gerathen, und Clelia, welche alles Zwangs müde ist, einen neuen Liebhaber erlanget hat.

Alle Leidenschaften und alle Fehler gehen eine nach dem andern an den Höfen im Schwange. Die Scheinheiligkeit der Frauenspersonen herrschet von Zeit zu Zeit an einigen, und diejenigen, welche kurtz zuvor die allermunterstenund artigsten waren, nehmen zum Schein die sittsamsten Manieren an. Wann die Frauenzimmer, welche an einem Hofe in Ansehen sind, die Lustbarkeiten lieben, so ergeben sich denselben die andern, welche jenen auf eine niederträchtige Weise nachfolgen, ohne die geringste Behutsamkeit; Wann sie aber im Gegentheil Ursachen haben sich einzustellen, so glauben diejenigen, welche es jenen nachtyun, sie machen sich ungemein beliebt, wenn sie jene in ihrer Verstellung übertreffen. Sie gehen noch weiter als ihre Muster, das ist, sie kommen denen Leuten von gutem Verstande weit lächerlicher vor, und thun alles was nöthig ist, damit sie in diesem Stück einen noch höhern Staffel erreichen mögen. Als die Montespan in Gnaden war, so folgeten alle Frauenzimmer des Hofes ihrer Neigung, ohne daß sie sich im geringsten bemüheten, ihres Hertzens Gedancken zu verbergen. Da die Maintenon in Gunst war, wurden sie Scheinheilige und unter der Regentschaft kamen sie wieder auf ihre erste Maniren und Lebensart.

Was sich nun in Franckreich zugetragen, hat auch in andern Ländern statt gehabt. Unter denselben ist eins, allwo vor diesem die Lustbarkeiten regierten, und wo heu-

tiges

tiges Tages die Schauspiele als teuffelische Erfindungen, um das menschliche Geschlecht zu verderben, angesehen werden. Die Gesellschafften so sich mit tantzen belustigen, sind daselbst eben selten als die liebreichen Handlungen eines Parthey-Gängers im Kriege. Man kommt nur einmahl des Jahrs bey Hofe zusammen, und man ist daselbst eben so ernsthaft, als ob man einem Leichbegängniß beywohnte. Der Regente lässet sich, nach Gewohnheit der morgenländischen Printzen, nur von seiner Gemahlin sehen, und diese ist vor allen Menschen unsichtbar. Frauen vom Stande, bringen ihr Leben damit zu, daß sie geistliche lieder singen, ihr Schicksaal beseufftzen, und sich dasjenige, so ihre Groß-Mütter gehabt, wünschen. Sie sind der Predigten, der gottseligen Unterweisungen gantz überdrüßig; unterdessen sind sie doch in der Gewohnheit, dieselben mit Eifer zu suchen. Sie verhalten sich wie Kunst- oder Uhr-Wercke, welche die Ursachen ihrer Bewegung von einer auswendigen Macht empfangen; sie sind Scheinheilige aus Gewohnheit, und sie fahren es zu seyn fort aus Furcht.

Es giebt Manns-Personen, welche grossen Verstand besitzen, und aus Eigensinn verstellte fromme Frauenzimmer lieben, gleich wie es Frauens-Personen gibt, die aus einem eben so wunderlichen Grunde Narren, einfälltige und liederliche Kerls zu ihren Liebhabern erwehlen. Es scheinet, als ob die Liebe, die damit nicht zufrieden ist, daß sie beyde Geschlechter beherrschet, sich, um die Grösse ihrer Macht zu zeigen, ein Vergnügen daraus mache, daß sie Personen, welche sonst für sehr klug gehalten werden, die thörichsten und lächerlichsten Streiche ausüben lässet. Ich habe einen sehr liebenswürdigen und artigen Mann gekannt, welcher eine scheinheilige Frau weit reitzender hielte als ein ander Frauenzimmer. Sie können nicht glauben, sagte er zu mir, wie groß das Vergnügen sey, das Liebhaber, in der Benehmung aller Gewissens-Zweiffel, in der Ueberwindung aller Furcht, alles Mißtrauens, aller Unruhe, welche mit der verstellten Frömmigkeit wesentlich verknüpft sind, empfindet. Stellen sie sich vor, eine Scheinheilige gebe ihrem zehenden Liebhaber eben so viele Lust und Vergnügen, als eine junge Person, so niemahls geliebet hat, demjenigen verursacht, welchem sie sich ergiebt. Eine verstellte

stellte Fromme bringet nach zehn verschiedenen Liebes-Begebenheiten, das Wort Liebe mit einer eben so furcht- und sittsamen Mine herfür, als ein Kind von funfzehn Jahren. „Ich gebe zu, „antwortete ich dieser Person, daß eine Scheinheilige „eben so unerfahren in dem Anfang ihrer Leidenschafft „scheinet, als sie es sagen; Allein aller verstellten Sittsamkeit ungeachtet, lässet sich ein Mann, wie Sie, durch „alle diese gezwungene Geberden nicht hintergehen. Wie „kan man so viel Verstand haben, als ihr desselben besitzet, „und sich durch Heucheley das Hertz rühren lassen? Dann „können sie endlich den Geberden einer Scheinheiligen, „deren Verstellung sie wohl kennen, einen andern Namen „beylegen? Ich gestehe ihnen offenhertzig, daß sie mir unerträglich vorkommen, und ich wünschte wohl, daß alle „Frauens-Personen, so sich derselben bedienen, eben so „grausam deßwegen gestraft würden, als Dorine. Sie „liebte den Menalcus, der ihr fleißig aufgewartet hatte, „sie glaubte, sie müste seine Besuche zum Schein von sich „ablehnen. Sie bewaffnete sich mit allen Pfeilen der „verstellten Frömmigkeit, aber sie spielete ihre Person allzuwohl, Menalcus wurde dessen überdrüßig. Sie merckte, daß sie die Sachen allzuweis getrieben, und ihr der „Liebaber entgehen wolte. Sie suchte ihren Fehler zu verbessern und in einem Besuch, den Menalcus bey ihr abstattete, nahm sie ihn mit vieler Lebhaftigkeit bey der Hand „und sagte zu ihm: **Endlich, Menalcus, kan ich eurer Liebe nicht länger wiederstehen, und ich verurtheile mich.** Und ich, versetzte Menalcus, indem er eine Vorbeugung machte und aus der Kammer gieng, gantz kaltsinnig, ich mache mich davon. Ich bin mit grosser Hochachtung ꝛc. Paris, den ...

Berlin,
zu finden bey Joh. Jac. Schützen.
1745.

Bericht,
dieses Blatt wird wöchentlich fortgesetzet.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/24
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Beurtheilung
der
Menschen dieser Zeit,
oder
Briefe
über verschiedene Sachen,
herausgegeben
durch den Verfasser der Lettres Juives.

* *

Der Dritte Brief
Des Grafen D*** an den Ritter D***

Wann wir uns beliebt machen wollen, mein Herr, so müssen wir nicht immer einerley vorbringen; die besten, aber dabey allzu oft vorkommende Sachen machen die Leser verdrießlich. In dem menschlichen Verstande findet sich ein gewisser Unbestand, der ihm nicht erlaubt, sich stets mit einerley Gegenständen zu beschäftigen; er wird derjenigen, die ihn anfangs belustigten, nachgehends überdrüßig, besonders wann sie ihm immer vorkommen. Damit sie ihm aber allezeit gefallen mögen, so muß eine gewisse Zwischenzeit seyn, während derselben er sie aus dem Gesichte verliehret. Wann er sie nachhero wieder siehet, so findet er an denselben eine Art der Neuigkeit, welche sie ihm wieder angenehm macht.

In ihrem letzten Schreiben haben sie mich von Frauens-Personen, in dem meinigen will ich Sie von Schriftstellern und scharfsinnigen Köpfen unterhalten. Bey diesem Vortrag vermuthen sie sich vielleicht einige Betrachtungen, welche von den Wercken unserer besten Verfasser handeln sollen. Allein es ist gut, daß ich sie nur einen Augenblick im Irrthum lasse. Die Schrifftsteller, deren ich Meldung thun will, sind die elenden Bücherschreiber, mit welchen alle Jahrhunderte angefüllet sind, und die scharfsinnigen Köpffe sind diejenigen Leute, welche, weil sie von sich selbst starck eingenommen, und in einigen Liebes-Geschichten und Tage-Büchern ungemein wohl belesen sind, sich bey denen, so noch unwissender als sie selbst, für Geister vom ersten Rang ausgeben. Um der Aufschrift unsers Wercks ein Gnügen zu thun, ist es nöthiger daß wir beurtheilen und tadeln, als daß wir Beyfall ertheilen. Wann wir von Racine und Voltaire reden, so muß man entweder Lobsprüche verschwenden, oder keinen Geschmack noch Billigkeit besitzen; wann wir die Schrifften des Pradons oder des la Serre untersuchen, so muß man entweder tadeln oder sich entschliessen, dafür angesehen zu werden, daß man eben so wenig Verstand habe, als die Leute, denen man Beyfall giebt. Wann ich also das Lächerliche gewisser Schrift-Steller nach seiner eigentlichen Beschaffenheit abschildere, so werde ich mich der Vorstellung des Entwurfs, den wir uns gemacht haben, vollkommen gemäß verhalten. Es

Es giebt zu Londen, Paris und in einigen andern Städten eine Gattung Menschen, die sich anderwärts nicht findet. Diese Leute sind Schrifft-Steller ohne die geringste Gelehrsamkeit, sie gehen mit Leuten, so Verstand besitzen, um, selbst aber haben sie keinen; sie thun den Ausspruch, ohne daß sie die Sachen, wovon sie reden, verstehen. Bey andern Leuten, die eben dieses Gewerbe treiben, erlangen sie Gehör; sie halten ihre Zusammenkünfte an denjenigen Orten, wo die gesunde Vernunft und Gelehrsamkeit niemahls zum Vorschein kommen; sie haben ihre Bewunderer, ja sogar ihre Beförderer, und was man kaum glauben kan, sie wagen sich sogar mit rechtschaffenen Gelehrten in einen Kampf. Wann sichs von ohngefehr zuträget, daß sie mit diesen einerley Gedancken haben, so erheben sie ein Geschrey, und begegnen denen deutlichsten Gründen, denen stärcksten Einwürfen und denen unwiedertreiblichsten Beweisen mit hochmüthigen und verächtlichen Geberden, ja zuweilen gar mit Schmäh-Worten. Ihr Hochmuth und Eigen-Liebe dienet ihnen zu einem beständigen Hülfsmittel wieder die Verdrießlichkeiten, so ihnen ihre Unwissenheit natürlicher Weise verursachen solte; sie sind von ihren guten Eigenschaften, welche sie zu besitzen glauben, dergestalt eingenommen, daß es schlechlerdings unmüglich ist, sie von ihrer vorgefaßten Meynung zu befreyen. Diese Leute tragen stets einige neue Stücke bey sich, welche sie mit einer sol-

chen Mine lesen, als ob dieselben etwas sonderbar geheimes in sich hielten. Sie würden zum höchsten unwillig seyn, wann man nicht glauben sollte, sie wären davon die Verfasser, aber sie dencken, dieselben würden etwas von ihrem Werth verliehren, wann sie es sagten. Sie lassen gewiße Reden fahren, welche dahin abzielen, um bey andern eine Vermuthung zu erwecken, daß diese Wercke von einem vortrefflichen Schrifft-Steller herrühren, und wann man dieselben wird gelesen haben, so geben sie selbst die erste Gelegenheit, damit sie dergestalt gelobet werden, wie man etwa die Herrn Crebillon und Voltaire loben würde. Wann man ihnen zu erkennen giebt, man muthmasse daß sie die Verfassere davon wären, so antworten sie nur durch ein schalckhaftes Lächeln, welches die gute Meynung, die sie von sich selbst haben, anzeiget. Sie fügen hinzu: **Sie schertzen, Mein Herr, ich wünschte wohl von gantzem Hertzen, daß ich fähig wäre, etwas so vortreffliches zu verfertigen, sie haben eine vortheilhafte Meynung von mir.** Zu diesem Gespräch setzen sie noch viele Dinge hinzu, welche eben so kräftig sind um zu beweisen, daß sie dieselben gemacht, als wan sie rund heraus sagten, daß sie dieselben würcklich verfertigt hätten. Diese Leute fürchten sich vor der Drucker-Presse, sie betrachten dieselbe sogar mit einem gewissen Abscheu und Schrecken. Das unglückliche Ende der Wercke einiger ihrer Mittbrüder,

Denen

denen der Druck plötzlich das Leben genommen, an statt er es ihnen hätte geben sollen, haben sie gesehen. Ohngeachtet ihrer Eigenliebe können sie die Furcht, vor den Augen der Welt zu erscheinen, nicht überwinden. Sie gleichen denen verliebten Schwestern, welche, ob sie schon ungemein von sich selbst eingenommen sind, dennoch eine allzu grosse Klarheit vermeiden und sich nur zu einer gewissen Zeit des Tages sehen lassen. Sie verwahren ihre Wercke sorgfältig in Abschrift, und breiten dieselben heimlich aus. Dieses Geheimniß volle Wesen ist ihnen eben so vortheilhaft, als ihnen der Druck schädlich seyn würde.

Torquinus weiß anders nichts, als was er auf denen ebenen Plätzen zweyer Schaubühnen, wo die Zuschauer stehen, gelernet hat, seine Gedancken, seine Handlungen sind nur nach den alltäglichen Begriffen, die er auf dem Caffee-Haus bekommt, eingerichtet, und er glaubt alle gelehrte Leute seyen entweder Poeten, oder Schauspieler. Sagt man in seiner Gegenwart, Locke wäre ein grosser und vortrefflicher Mann, so fragt er gantz ernsthaft, ob der Inhalt seiner Schauspiele lustig oder traurig gewesen, ob er eben so gut wäre als du Fresne oder Armand. Redet man von Keit, so hält er ihn für einen Trauerspiel-Schreiber; Gedencket man des Caßini, so bittet er man möchte ihm ein Madrigal oder einige Liebes-Gedichte von diesem Verfasser zeigen. Endlich Torquinus steckt in der tiefesten Unwissenheit,

nichts destoweniger aber ist er darin stoltz und von sich selbst starck eingenommen. Er schreibt in ungebundener Rede, die sich am Ende reimet, und giebt derselben den Namen einer Ode; Er thut noch mehr und schreyet Voltaire für den Verfasser derselben aus. Sagt ihm jemand: **Sie besinnen sich nicht recht, dieses Werck kan nicht von diesem Poeten herkommen, sehen sie einmahl da ist ein Vers, dem es am gehörigen Silben-Maß fehlet. Solte Voltaire unrichtige Verse machen?** Torquinus antwortet ohne die geringste Bewegung: „Wie hätte es der Poet „anders machen sollen, der gute Einfall den „er gehabt, hat ihn genöthiget, eine Reihe in „ungebundener Rede zwischen sechs Verse zu „setzen.„ Ein Gelehrter der diese Rede anhöret, lächelt und schweigt still. Torquinus findet sich dadurch beleidiget, er verfertiget eine aus vielen Büchern zusammen geschmierte Schrift, welche er für eine beissende Critik hält. Wie glücklich ist er in seiner Verwirrung, daß die in ihm herrschende vorgefaßte Meinung ihm die Verachtung, womit ihn die Welt beleget, verbirgt. Das kostbarste Geschenck, welches die Natur den Narren mitgetheilet hat, ist die Eigen-Liebe. Dieselbe hindert sie, daß sie das Unangenehme, so sich in ihrem Stande findet, nicht mercken, und es ist gewiß, daß, wan sie der Hochmuth lächerlich macht, so macht er sie auch dagegen desto glücklicher, als sie würcklich nicht seyn würden,

den, wann sie alle Schwäche ihres Verstandes einsähen.

Die elenden Schrift-Steller können als Maulwürfe betrachtet werden. Sie sehen nicht nur ihre Mängel gar nicht, sondern sie entdecken auch keinesweges die Vollkommenheiten und guten Eigenschaften berühmter Verfasser. Wann sie dieselben ohngefehr gewahr werden, so wird ihr Gesicht dadurch verletzet. Sie drücken die Augen zu, damit sie dieselben gar nicht sehen, sie scheuen das Licht, wie diese Thiergen, denen sie ähnlich sind, und ihre Eifersucht macht, daß sie sich mit Fleiß freywillig in die Dunckelheit begeben; sie bleiben lieber in der tieffesten Unwissenheit, als daß sie sich durch diejenigen, welche sie heraus ziehen können, solten unterrichten lassen. Alsdenn würden sie bekennen müssen, daß es klügere Leute als sie sind, gebe, und ihre Eigenliebe macht sie glauben, es seye niemand klüger, verständiger und sinnreicher als sie. Aus Hochmuth wollen sie gern Gelehrte seyn, und aus eben diesem Grunde sind sie die dummesten Menschen auf der Welt; sie wolten gerne, um ihrer Eigenliebe ein Gnügen zu thun, besser unterwiesen seyn, aber eben diese Eigenliebe verursacht, daß sie ihre Unwissenheit allzu zärtlich lieben: Welches alles eine besondere und wunderliche Frucht des Eigensinns des menschlichen Verstandes ist, insonderheit wann derselbe durch die Regungen eines thörichten Hochmuths regieret wird.

Theagenes will für einen gelehrten Mann angesehen seyn, er fället ein Urtheil über den Werth neuer Wercke, und tadelt sie alle, so gar ohne daß er sie gelesen, dieweil er glaubt, man erlange durch dergleichen über seine Nebenbuhler gewonnen Spiel. Er ist sowohl auf die alten als auf die neuen Schrift-Steller eifersüchtig, und es thut ihm eben so wehe, wann er den Cicero loben siehet, als wann er höret, daß man dem Herrn Bourdaloue oder Massillon Beyfall giebt. Er trägt seiner Gemeine mit einem gewissen Nachdruck solche Predigten vor, die hundertmahl schlechter sind, als die, welche Cotin verfertiget. Er wehlet zum Predigen gewisse bestimmte Tage, an welchen die Andacht und Gewohnheit das Volck in die Kirche locket; seiner Beredsamkeit misset er die Menge seiner Zuhörer bey. Einen Theil der Zuhörer siehet er mitten in seiner Rede vest schlafen, ihren Schlaf schreibet er im Sommer der Hitze des Tages, und im Winter der strengen Kälte zu. Die allerverschiedensten Jahres-Zeiten kommen ihm eine wie die andere zu statten, um den Verdruß, den er darüber empfindet, zu verbergen. Theagenes hat ein ansehnliches Wesen, er steiget auf die Cantzel wie eine Person im Schauspiel auf die Schaubühne. Er redet daselbst wie ein König auf dem Schauplatz, und er steiget Wieder herunter wie ein Freyher, der wieder abgehet. Er ist ein geistlicher Comödien-Spieler, und von demjenigen, der Trauerspiele

erspiele vorstellet, nur darin unterschieden, dieweil er sehr gemeine Sachen vorträget, da hingegen der andere die schönsten Verse hersaget. Alle seine gute Eigenschafften, die er besitzet, bestehet darin, daß er auf eine ernsthafte Weise das Maul aufbläset, mit einer zornigen Geberde in die Hände Klatscht, und einige dunckele und hochtrabende Redens-Arten hersaget. Unterdessen bildet er sich doch ein, daß er eben so geschickt sey auf der Cantzel, als Patru in der Gerichtsstube. Weil er bey seinen eignen Fehlern und bey den Tugenden anderer verblendet ist, so giebt er sich selbsten Beyfall, wann ihn die Menschen tadeln. Jedoch ist er in seiner Verwirrung glücklicher, als ein guter Schrift-Steller, welcher seine Tage mit Auszierung seiner Wercke, mit Abwendung der Tadelsucht klügerer Leute, und unter Erduldung der Beurtheilung der Narren zubringet.

Es giebt Verfasser, deren gantze Geschicklichkeit nur darin bestehet, daß sie grobe Zoten vorbringen. Sie finden bey einigen liederlichen Leuten Beyfall, welche, weil sie keinen Verstand besitzen, dasjenige dafür halten, was dem Verstande gerade zuwieder ist, und für Artigkeit ansehen, was nur Grobheit ist. Man kan nicht sagen, wer mehr Verachtung verdiene, entweder ein Verfasser, der die fürnehmsten Augenblicke seines Lebens, um schändliche Dinge zu schreiben, anwendet, oder ein Leser, der in eben diesen Augenblicken beschäftiget ist,

dergleichen zu lesen. Ey! wie viel junge Leute giebt es nicht zum grösten Unglück, welche alle schlimme Schrifften, worin die gesunde Vernunft eben so wenig als der Wohlstand geschonet wird, mit grosser Begierde aufsuchen, davon eine beträchtliche Sammlung machen, sie stets bey sich tragen, und wo es ihnen möglich wäre in ein eben so kostbares Kästlein verschliessen würden, als dasjenige war, worein Alexander der Grosse die Wercke des Homers verwahrete?

Dorantes sammlet alle muthwillige Erzehlungen die in der Stadt ausgebreitet werden. Wann die Sammlung der Thorheit nicht beträchtlich genug ist, so erdichtet er selbst einige, welche den Mangel der andern ersetzen. Er bringet seine Lebenszeit damit zu, daß er einen unbesonnenen Einfall, welcher der Frömmigkeit und der bürgerlichen Gesellschaft schädlich ist, in die engen Grentzen eines Verses verstecket; und in seinen Cynischen Reimen schonet er nicht einmahl die Gottheit. Nichts ist ihm zu heilig, nichts ist für den Anfällen seiner verdorbenen Einbildungs-Kraft sicher. Er glaubt, Cartesius sey ein Träumer, und Locke ein Grillenfänger. Die Herren Mezeray und von Thou, betrachtet er als Leute, die dem Staat höchst schädlich wären, ihm ist unbekant, ob Fra-Paolo ein Türck oder Venetianer gewesen, aber den Ort der Geburt das Bocacii weiß er wohl, und besitzt die Wissenschaft der geringsten Umstände seines Lebens. Die

Fabeln

Fabeln des Fontaines lieset er gar nicht, und er weiß auswendig fast alle seine Historien. Er gähnet, wann er die Oden des Rousseau lieset, und er hüpfet vor Freuden, wann er seine garstigen Sinn-Gedichte hersaget. Die Sitten des Dorantis stimmen vollkommen mit den Eigenschaften seines Verstandes überein, und man kan sagen, daß, wann seine Gespräche keine böse folgen haben, doch dergleichen seine Aufführung hat. Er handelt wahrhaftig so, wie er dencket, seine Gedancken sind allzufrey, und seine Ausführung ist es nicht weniger. Es scheinet, als wolle er durch seine Handlungen und Art zu dencken, zu erkennen geben, wie weit die Irrungen des Hertzens, wann sie von den Verwirrungen des Verstandes unterstützt werden, gehen können.

Cleantes betrachtet den Dorantes als einen vortreflichen Mann, er würde alles was er in der Welt am liebsten hat, hingeben, um nur eine Strophe eines Lieds zu verfertigen, welches eben so gottloß seyn könte, als das letztere, so Dorantes gemacht hat. Man thut dem Cleantes den Vorschlag, er solle die Geschichte, die Sitten-Lehre, die Kriegs-Baukunst, überhaupt alle die Wissenschaften, so einem Edelmann schlechterdings zu wissen nöthig sind erlernen; allein bey allen diesen Reden hat er taube Ohren. Man sagt ihm von Strassen und Sauff-Liedern, er wird aufmercksam, und höret mit Eifer diese Stücke an, er ist bereit dieselben um den Preiß, welchen man dafür fordern wird, zu bezahlen, wann er sie anderst nicht haben kan. Das ist es alles was Cleantes in dem Umgange mit Dorantes gewonnen, hat er nicht mehr Vortheil erlanget, als wann er mit klugen und gelehrten Leuten, welche er verdrießliche Creaturen und Pedanten nennet, umgegangen wäre?

Gewisse Schrift-Steller werden nur vermittelst einiger berühmter Männer, im Reich der Gelehrsamkeit, welche dieselben in Schutz zu nehmen geruhen, für gelehrte Leute angesehen. Einige Verfasser vom

ersten

ersten Rang, haben unter ihrer Herrschaft eine ziemliche Anzahl geringer Schriftsteller, deren Gedancken und Handlungen eintzig und allein von den Eingebungen, so ihnen die erstern einflössen, herrühren; sie sind ihren Befehlen eben so, wie wohl abgerichtete Soldaten denjenigen ihrer Generals, unterworfen. Sie sind fertig und bereit alles zu tadeln, was ihren Oberhäuptern mißfällt, und zu billigen, was ihren Beyfall erlanget. Sie haben ihre Zunge zu einer Gattung der Kriegs-Uebung gewöhnet, welche ihre Tempo und Bewegungen, wie das Kriegs-Wesen hat. Auf den ersten Winck, welchen man ihnen mit den Augen gibt, schütteln sie den Kopf; auf den andern zucken sie die Achseln; auf den dritten gähnen sie; auf den vierten stehen sie von ihrem Ort auf und rufen aus: **Das ist abscheulich! Es ist unmöglich, daß man dergleichen Schrift mag lesen hören, man kan sie nicht ausstehen.** Die Policey solte zum besten des gemeinen Wesens sich dem druck von solchen Wercken wiedersetzen. Eben dieses trägt sich zu, wann es auf das Lob eines Buches ankomt. Ein Wort des obersten Befehlshabers der gelehrten Schaar bringet augenblicklich die herrlichsten Lobsprüche hervor, **Racine hat nicht so viel natürliches und Corneille nicht so viel erhabenes.** Bey einer jeden Redens-Art rufet man aus: **Das ist schön, das ist neu, das ist wichtig.**

Die Verfasser, von welchen wir reden, haben mehr oder weniger die Freyheit ihre Stimmen zu erheben, nach dem ihre Oberhäupter ihnen mehr oder weniger günstig sind. Es sind einige, welche ihre Stimmen nicht geben dürffen, als nur auf diese Weise, daß sie durch Geberden und durch ein Bewunderungs-volles Geschrey der Stimme der andern Beyfall ertheilen. In Betrachtung derjenigen, so mit mehrerer Freyheit reden können, sind sie das, was die Sänger in den Opern-Chören in Ansehung derer sind, welche die fürnehmsten Personen vorstellen.

Es

Es trägt sich zuweilen zu, daß zwey Oberhäupter der gelehrten Schaaren in Uneinigkeit gerathen, alsdann weisen sie, noch ehe sie den Streit anfangen, ihren Soldaten die Posten an, welche sie einnehmen müssen, und unterrichten die Officiers, wie sie in diesem Kampf zu verfahren es für gut finden. Es ist nichts wunderlicher noch ergötzlicher, als wann man den berühmten Hauptmann, den Abt von Fontaines an dem Tage der Vorstellung eines neuen Stückes, so Voltaire verfertiget, seine Kriegs-Völcker aufmuntern siehet, daß sie sich durch ihre beissende Beurtheilungen hervorthun, daß sie bey den schönsten Stellen des Schauspiel auf eine geschickte Art ein Geräusch erwecken, und in dem Raum vor dem Schauplatz die Schreiber der Sachwalter, und die Lieutenants zu Fuß, die Weiber der Advocaten und die Notarien in den zweyten Logen verführen sollen. Der fürchterliche Abt setzt sich in einen Winckel des Schaugerüsts und von dannen reitzet er durch Augen und Geberden seine Soldaten an. Er wiedersetzt sich auf eine trotzige Weise und mit unerschrockenem Muth dem Hände-Klopffen der Feinde, und wann er endlich einer höhern Macht auszuweichen genöthiget ist, und sein Kriegsheer durch das vereinigte Zujauchzen von der Schaubühne, aus den obersten und untersten Logen in Verwirrung gebracht stehet, so weicht er der Menge; aber er weichet als ein Held. Seinen Abzug achtet er so hoch, als ob er eine Schlacht gewonnen, und in dem Augenblick, da er das Schauspiel verläßt, werden wohl zwantzig Schartecken ausgeheckt, welche man zwey Tage hernach in gantz Pariß ausstreuet: dieselben lästern dann und verstümmeln die besten Stücke des neuen Trauerspiels.

Voltaire, welcher durch den guten Fortgang seines neuen Wercks aufgemuntert worden, bleibt nicht lange ruhig. Er versamlet in seinem Hause seine fürnehmsten Officiere und redet sie folgender massen an: „Meine lieben Freunde! ich will Ihnen vor die „neuen Merckmahle der Freundschaft, so sie mir ge-

„geben

„geben haben, keine Danckſagung abſtatten. Sie „kennen mein Hertz nur allzuwohl, als daß ſie an „meiner Danckbarkeit zweiffeln ſollten, und meine „Aufrichtigkeit, deren Würckungen ſie ſo oft erfahren „haben, leiſtet ihnen von meiner Denckens-Art gegen „ſie eine ſichere Bürgſchaft. Sie haben ſich zuletzt „auf eine ſo rühmliche Weiſe hervorgethan, daß ſeit „dem Urſprung dieſer böſen Rotten, welche den Ver„fall ſo vieler guten und den guten Fortgang ſo vieler „elenden Schriften verurſacht haben, man nie„mahls einen vollkommenern Sieg geſehen hat, als den „unſrigen; wir aber haben nichts dabey gethan, wann „wir nach dem Beyſpiel Hannibals, nach einer ſo „rühmlichen Feldſchlacht, als die bey Canne war, uns „verführen lieſſen, nicht durch die Annehmlichkeiten „der Gegenden vor Capua, ſondern durch diejenigen „welche man in der Straſſe, ſo Dauphine heiſſet, „antrift. Laſſen ſie uns dann auf einige Tage die „Coffee-Häuſer und Königl. Luſt-Gärten verlaſſen, „laſſen ſie uns in unſern Studierſtuben mitten unter „unſern Sieges-Zeichen bleiben, und denen zwantzig „Scharteken ſo zum Vorſchein gekommen, hundert „kleine Schriften entgegen ſetzen. Ich ſelbſt will hie„rin ihr Vorgänger ſeyn und ein ziemlich empfind„liches Stück verfertigen. Unterdeſſen glauben ſie „ja nicht, daß ich, ob gleich von dem Platz von der „Schaubühne entfernet, dennoch den Herrn Abt im „ruhigen Beſitz deſſelben laſſen werde. Ich weiß „ſchon wem ich denſelben zur Vertheidigung anver„trauen ſoll, und ich will mit Fleiß, daß der Abt, „wann er allenthalben von Feinden umringet und von „allen Seiten her im Gedränge iſt, im Zweifel ſchwe„be, wo ich ſeyn werde, und mich allenthalben „finden möge. Ich will ſo gar in der Nachfolge der „Tapferkeit und Staats-Kunſt der Römer den Krieg „in die Provintzien und fremde Länder ſpielen, und „zwar in dem Augenblick, da wir unſern Feind in der „Hauptſtadt des Reichs belagern werden. Vergeblich

„wird

„wird er Hülfe von seinen Bundsgenossen erwarten,
„alles was mit ihm einige Verbindung haben kan,
„wird von uns eins wie das andere angegriffen und
„genöthiget werden, dem Glück unserer Waffen zu wei-
„chen. Den Ort vor der Schaubühne vertraue ich
„an B== sein sanftmüthiges Wesen erlaubet ihm
„nicht, mit Bitterkeit zuschreiben. Er soll also gar
„nicht arbeiten an Schriften, welche ich M== und
„D== auftrage. Unverzüglich will ich unserm Freund
„T== Befehl zusenden, daß Er in Holland die feind-
„liche Macht durch einen anderweiten mächtigen An-
„grif zertheilen, und die Verfasser der Bibliotheque
„Françoise oder des Frantzösischen Büchersaals, als
„alte, aber schwache Bundsgenossen unsers Feindes,
„angreiffen solle. Was Deutschland betrift, dasselbe
„überlasse ich der Sorgfalt des Rabinen Monceca.
„So viele Thaten, welche so rühmlich zum besten der
„gemeinen Sache sind ausgeführet worden, sind hin-
„länglich um anzuzeigen, was wir uns von seinem
„Heldenmuth versprechen dürfen. Die Besorgung
„von Italien übergebe ich der Klugheit der Marquis-
„sen M== und die von der Schweitz dem Leibnitzia-
„ner S==.

Kaum hat Voltaire seine Rede geendiget, so gibt Ihm ein jeder Beyfall und eilet seinen Befehlen ein Gnügen zu thun. In kurtzer Zeit ist Europa mit fliegenden Blättern, mit Critiken, mit Satyrischen Auszügen, mit Untersuchungen und Anmerckungen angefüllet. Narren und verständige Leute haben also genug, womit sie sich die Zeit vertreiben können und die Hitze des Streits heckt eben so wohl gute als schlechte Wercke aus. Endlich scheinet es, als ob sich die Wuth der streitenden legen wolte, insonderheit wann sie das Mißvergnügen vernünftiger Menschen gewahr werden, welche der über eine Streitigkeit verfertigten Schriften, so mit der Zeit in Abfall gerathen, überdrüßig geworden. Der Druck Satyrischer

rischer Schriften bleibt eine zeitlang ausgesetzt, die Krieges-Völcker begeben sich wieder in ihre gewöhnliche Posten und bleiben so lange daselbst, biß wieder ein neuer Streit entstehet, oder eine neue Schrift zum Vorschein kommt; dann ein jedes Werck, welches von den Händen dieser beyden berühmten Oberhäupter herkommt ist zwischen Ihnen gleichsam eine neue Krieges-Erklärung.

Würden diese gelehrten Kriege nicht in der grösten Raserey, nicht in solcher Hitze geführet, wären sie nicht so sehr nach der Gewohnheit der Panduren und Lycanier eingerichtet, sie würden der Beförderung und Vollkommenheit der Wissenschaften mehr nützlich als schädlich seyn, dieweil sie ein grosses dazu beytragen würden, um viele Sachen in ein besseres Licht zu setzen, und die Schriftsteller aufmerck- und behutsam zu machen. Da aber der Haß und die Eifersucht an diesen Streitigkeiten mehr Theil nimmt, als die Wahrheit und die Begierde, das menschliche Geschlecht zu unterweisen, so hat das, was dem Verstande des Menschen nützlich seyn solte, eine gantz wiedrige Wirckung. Ich bin mit aller nur erdencklichen Hochachtung. Mein Herr ꝛc.

Lion. Den * * *

Berlin,
zu finden bey Joh. Jac. Schützen.
1745.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/40
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Beurtheilung
der
Menschen dieser Zeit,
oder
Briefe
über verschiedene Sachen,
herausgegeben
durch den Verfasser der Lettres Juives.

* *

Der Vierte Brief
Des Grafen D*** an den Ritter D***

Einjeder will gern dafür, daß er grossen Verstand besitze, angesehen seyn. Ja es giebt wenig Leute in der Welt, welche sich nicht zu bereden suchen, daß sie ungemein reichleich damit begabet seyn, und gleichwohl ist nichts mit so vielem Ungemach und Beschwerlichkeit verknüpft als der sonst prächtige Titul eines scharfsinnigen Kopfs. Er verursachet denjenigen, welche so unglücklich sind, daß sie dergleichen haben, nicht nur tausend Sorgen, sondern auch tausenderley Verdrießlichkeiten.

In allen und jeden Ständen kan man sich einige Ruhe und Zufriedenheit versprechen. Der Soldat ruhet nach den Beschwerlich- und

Gefährlichkeiten des Krieges in den Besatzungen wieder aus, er geniesset ganz ruhig in den Mauren einer Stadt mit den andern Einwohnern das Glück des Friedens, und durch das Vergnügen, welches er hat, wenn er dem Bürger, der ihm mit stillschweigender Verwunderung zuhöret, seine übestandene Mühseligkeit erzehlet, werden ihm dieselben ein angenehmer Zeitvertreib. Obrigkeitliche Personen, nachdem sie den Gerichtshof verlassen, geniessen in dem Schooß ihrer Haußgenossen eine süsse Ruhe; Den Vormittag widmen sie denen, so Rechts-Sachen anzubringen haben, und den Nachmittag ihren Freunden. Der Hoffmann, wann er von Versailles abreiset, vergisset den Zwang und die Sclaverey des Hofes, so wie er sich Paris nähert, findet sich seine Munterkeit wieder ein. Der Kaufmann giebt seinem Vergnügen Raum, sobald die Stunde den Laden zu verschliessen gekommen ist. Der Bauer hat gewisse Tage, an welchen er durch Weintrinken, Tanzen und Liebeshändel treiben, die mühsame Arbeit der Woche wieder einbringet; Allein der unglückselige Mensch, der sich durch ein gutes Werck den Namen eines sinnreichen Kopfs in der Welt erworben hat, ist auf immerdar aller Ruhe beraubt, er mag auch sonst so viele rühmliche Eigenschaften an sich haben, als er immer wolle.

Ein Gelehrter erwacht kaum aus dem Schlaf, so stehet er geschwind auf. Alle seine Augenblicke werden wohl angendet, er eilet in

seiner Bibliothek und suchet mitten unter seinen Büchern eine Ruhe, welche er aber daselbst nicht antrift. Er martert, er quälet sich, um eine Sache, die ihm dunkel scheinet zu begreifen; Er will eine zweifelhafte Stelle der Geschichte erklären, oder wohl gar eine Frage der unbegreiflichsten Metaphysic erörtern. Ist er ein Poete, so muß er einen Auftrit eines Trauerspiels, eine Ode, oder ein Gedicht verfertigen, welches der Hochachtung guter Kenner würdig ist. Er muß sich entweder entschliessen, die Frucht seiner ersten Arbeit zu verliehren, oder er muß durch seine Bemühungen und Fleiß denen richtigen Beurtheilungen, so man über seine Werke anstellen könnte, zuvor kommen; Dann was diejenigen betrift, so weder rechtmäßig noch sinnreich sind, so ist es unmüglich, daß er denselben entgehen könne, er mag auch so viel Mühe anwenden, als er wolle.

Paris wimmelt von Leuten, die mit nichts anders beschäftiget sind, als daß sie wieder alle Schriften, so heraus kommen, schreiben. Es ist ihnen sehr wenig daran gelegen, ob diese Werke gut oder schlecht seynd; sie tadeln dieselben allezeit. Gleichwie sie nur zum Besten und Vergnügen der Narren schreiben, also ist es hinlänglich, wann sie, um dieselben zu verführen, nur einige ziemlich scheinbare Gründe anbringen; und wie leicht ist es nicht so etwas zu finden, wodurch man zuwege bringt, daß ein Mensch ungereimt dencket, sonderlich wann er seiner Neigung und Natur nach darzu auf-

gelegt ist? Alle und jede schwache Geister bilden sich ein, man zeige weit mehr Verstand, wann man Sachen tadelt, als wann man denselben seinen Beyfall ertheilet. Für eben diese Leute sind so viele schlechte Schriften, welche alle Tage zum Vorschein kommen, und ihnen Mittel genug an die Hand geben, sich in Gesellschaften den grössesten Männern zu widersetzen, gemacht. Wie vielen unwissenden Menschen haben nicht der Abt von Fantaines und einige andere Schriftsteller, welche eben sowohl als er ihre natürliche Geschicklichkeit übel anwenden, Scheingründe beygebracht, um die besten Stellen der Wercke des Herrn Fontenelle, Voltaire und Crebillon zu tadeln.

Es mag sich dann ein guter Verfasser noch so viel Mühe geben, so ist es doch eine blosse Unmöglichkeit, daß er der elenden Tadelsucht entgehe; Das beste, was er thun kan, ist, daß er sie nicht achtet: Unterdessen wann sie seiner Ehre nicht nachtheilig sind, so verursachen sie demnoch, daß er viele Zeit verliehret. In dem Augenblick, da er in voller Arbeit begriffen ist, bringt man ihm zwey oder drey Scharteken. Er muß dieselben, um zu wissen, ob sie gut oder schlecht sind, durchlesen. Wann er, nachdem er sie durchgegangen, zu sehen das Vergnügen hat, daß man ihm nichts, das einer Antwort werth sey, entgegen hält, so hat er auch den Verdruß davon, daß er in seinen Beschäftigungen ist gestöhret worden. Kaum nimmt er dieselben wieder vor, so tritt ein Freund auf

eine

eine ungestüme Art in seine Studirstube und sagt zu ihm mit einer traurigen Mine: Ich komme, ihnen Nachricht zu geben, daß ihnen ihre bisherige Aufführung unfehlbar schädlich seyn muß. Jedermann ist wieder sie aufgebracht, man beklaget sich heftig über ihre Lebensart, ihre Feinde frolocken und stehen im Begrif, ihnen würcklich zu schaden. Der Gelehrte, der über diese Rede gantz erstaunet ist, fragt seinen Freund sehr begierig, wie er dieses wohl möge verschuldet haben. „Ich halte mich den gan„tzen Tag mitten unter meinen Büchern ver„schlossen, meine eintzige Beschäftigung ist, daß „ich mich fleißig in den Künsten und Wissen„schaften übe, ich weiß oft nicht einmahl, was „der übrige Theil der Menschen thut, was kan „ich also zu befürchten haben?„ Alles, antwortet der Freund, und eben diese Einsamkeit, worinn sie leben, giebt ihren Feinden, sie zu beschuldigen, Gelegenheit, daß sie ihre Pflichten versäumen. Man sagt, sie liessen für das Lesen eines alten Buchs die beste Gesellschaft fahren, und die Faulheit hätte mehr Theil an ihrer Einsamkeit als das Studiren. Dieselben fügen hinzu, sie hätten einen unerträglichen Hochmuth, blieben deswegen zu Hause, weilen sie daselbst nur solche Leute sähen, die ihnen Lobsprüche beylegen. Uberhaupt können sie diesen Beschuldigungen auf keine andere Weise Einhalt thun, als wenn sie flei-

sig unter die Leute gehen. Dis ist das einzige Mittel, ihren Feinden das Maul zu stopffen. „Allein, erwiedert der Gelehrte, „ich begreife nicht, wie ich Feinde haben könne. „Ich besitze keinen Ehrgeitz, und will niemand „aus seinem Amte verdringen. Alle andere „Sachen, so mich nicht angehen, lasse ich un„angefochten, und beschäftige mich nur mit des„nen, welche mich betreffen. Ich bin von „Natur kein Verleumder, und diejenigen Leu„te, so mich am wenigsten lieben, müssen mir „in diesem Stück Gerechtigkeit wiederfahren „lassen; wann sich aber in meinen Schriften „einige beissende Stellen finden, so haben mich „die Personen, welche mich oftmahlen auf die „unanständigste Weise angegriffen, gleichsam „mit Gewalt genöthiget, etwas zu thun, das „mir sonst nicht natürlich ist. Ich gehe nur „mit etlichen Personen um, welche mir vorkom„men, als hätten sie einige Hochachtung gegen „mich, wie habe ich dann Feinde? Ob sie **Feinde haben**, sagte der gute Freund? und **wie können sie daran zweifeln? Glauben sie, man lasse es so ungerochen hingehen, wann man ihnen Lobsprüche ertheilet? Wie wenig kennen sie das menschliche Hertz! da sie sich doch einbilden sie lernen dasselbe alle Tage besser erkennen; Wann sie in einem andern Lande wohneten, so würde man sie loben, man würde ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ihre Schriften würden des Beyfalls geniessen, den man ihrer Per-**

Person versagt; Allein sie wohnen in einer Stadt, wo sie bekannt sind. Es ist nicht anders, sie müssen, wie alle diejenigen Männer, welche sich in der Welt berühmt gemacht, dem Neid und der Eifersucht unterworfen seyn. Die Lobeserhebungen ihrer Freunde sind eben so starcke Reitzungen, welche die Eigenliebe vieler Leute in eine starcke Bewegung bringen und ihnen dadurch Feinde erwecken. Wann sie wie der Verfasser der Geschichte von Dännemarck, schrieben, so würde sie gewiß niemand beneiden. Sie müssen also diesen Entschluß fassen, daß sie sich entweder der Verachtung oder dem Neid bloß stellen wollen; wehlen sie aus beyden eins. „Ich „erkenne gar wohl, Versetzt der Gelehrte, die „Wahrheit dessen, was sie mir sagen, und ich „erfahre es mehr als zu viel; Allein, wann ich „nun mit vornehmen Leuten, wozu sie mich be„reden wollen, umgehe, so werde ich damit „nichts anders gewinnen als dieses, ich werde „den Haß der Mißgünstigen noch mehr erre„gen. Die Einsamkeit, worinn ich lebe entfer„net mich einigermassen aus diesem Lande, und „solte doch eben diese Würckung haben.„ Nein, nein erwiedert der Freund, sie müssen sich zeigen, sie müssen durch ihre Gegenwart denen Gesprächen, so ihnen dereinst schaden würden, Einhalt thun. Dadurch werden sie ihre Freunde in den Stand setzen, daß sie ihnen desto nachdrücklicher dienen kön-

nen.

Der Gelehrte siehet sich endlich genöthiget seine Studierstube zu verlassen, und ist willens sich öffentlich sehen zu lassen. Er stehet bereit seinem Anführer zu folgen und aus seinem Hause zu gehen, da eben ein anderer Freund hinein tritt und sich diesem Vorhaben wiedersetzt: „Was, sagt dieser, sie glauben, wann sie eini„gen Verweisen ihrer Freunde vorbeugen, sie „wollen dadurch denselben gäntzlich Einhalt „thun; allein sie überlegen es nicht recht. Bil„den sie sich etwa ein, die Begierde, welche die„selben haben, sie zu sehen, sey heftig genug, um „aus derselben den Grund herzuleiten, woraus „ihre Reden den Ursprung nehmen? Sie su„chen schlechterdings eure Aufführung zu ta„deln; sie schelten auf sie, daß sie unter die „Leute gehen, sie werfen ihnen vor, daß sie „grosse Gesellschaft suchen, sobald dieselben sie „darinn sehen werden. Sehet, werden sie sa„gen, dis ist der Mann, welcher sich auf seine „Wissenschaft so viel einbildet. Weil er seine „Wercke will drucken lassen, so würde er weit „besser thun, wann er sie, an statt daß er den „gantzen Tag umher lauft, besser ausarbeitete. „An allen und jeden Orten siehet man nur ihn, „er ist auf den Spatzierplätzen, in den Gesell„schaften, bey den Schauspielen, er gehet so gar „in die Kirchen, und die Begierde, sich sehen „zu lassen, führet ihn in Ermangelung der An„dacht an diesen letzten Ort. Glauben sie mir, „alle diejenigen, welche die Wissenschaften lie„ben und sich in denselben fleißig üben wollen, „müs„

„müssen der Regel eines alten Philosophen:
„Lebe im Verborgenen, genau nachfolgen.
„Die Freyheit ist dem Gelehrten eben so we-
„sentlich, als ein gesetzter Verstand; Fürnem-
„lich kan man auf ihn zueignen diese zwey Verse
„des Homers:

Le même jour qui met un homme dans
les fers,
Lui ravit la moitié de sa vertu première.

Der Tag, an dem ein Mensch um seine
Freyheit kam.
Der wars, der ihm schon halb die erste Tu-
gend nahm.

„Achten sie derowegen ja nicht auf die Ein-
„wendungen, welche man ihnen machen kan.
„Seyn sie versichert, sie mögen anfangen was
„sie wollen, sie werden einer gewissen Anzahl
„Menschen, welche gar nicht zufrieden seyn
„wollen und nur deswegen reden, damit sie die
„Lust haben mögen, andere zu tadeln, nimmer-
„mehr ein Genügen thun. Sie wissen die Fa-
„bel von dem Müller, welche für den Herrn
„Maucroix, der den Fontaine um Rath frag-
„te, zu was er sich entschliessen solte, verfertiget
„wurde. Bedencken sie wohl die vier letzten
„Verse dieses schönen Stücks:

Quant à vous, suivez Mars, ou l'Amour,
ou le Prince,
Allez, venez, courez, demeurez en Pro-
vince,

Prenez femme, Abbaye, Emploi, Gouvernement
Les gens en parleront, n' en doutez nullement.

Zeuch in den Krieg, gieb dich der Liebe,
Bedien den Fürsten, eile, lauf,
Bleib in dem Lande, folg dem Triebe,
Und opfre dich nur einer auf,
Bediene Kirche, Reich und Staat,
Und zweifle nicht, daß man von dir zu sprechen hat.

„Sie mögen dann ihre Studierstube verlassen oder darinn verbleiben, man wird dennoch von ihnen reden, man wird sie gleichwohl beurtheilen, und ihre Handlungen mögen sie einrichten, wie sie wollen, sie werden mit allen dem weder die Gemüthsart der „Menschen, noch ihre Schmähsucht ändern.

Diese Unterredung, welche an statt daß sie gar keine Wahrscheinlichkeit haben solte, in der Vernunft gegründet und durch die Erfahrung bewähret zu seyn scheinet, bringt den Gelehrten in Verwirrung, er weiß nicht mehr, was er thun soll. Will er seiner Neigung folgen und zu Hauß bleiben? so mißfället er einem seiner Freunde. Will er ausgehen und in der Welt die Verdrießlichkeiten, welche er befürchtet, und womit ihm ein anderer Freund drohet, mit Geduld aushalten? so muß er eine

ans

angenehme Einsamkeit verlassen, worinn er sonst eintzig und allein seine Zufriedenheit findet. In diesem Zweifel behält endlich der erste Rath den Vorzug. Er war schon entschlossen, die Beschuldigungen seiner Feinde zum Stillschweigen zu bringen, und will diesen Anschlag ins Werck richten; Sehet, da ist er unter den Leuten. Kaum erscheinet er in Gesellschaft, so wird er von verständigen sowohl als von thörichten Leuten genau angesehen und von beyden gerichtet. Dorilas, welcher den Ruhm eines Mannes, der ihn leicht übertreffen kan, beneidet, sucht seine Handlungen lächerlich zu machen. Er verleumdet ihn in seiner Abwesenheit, und vermittelst einiger abgeschmackter Possen reitzet er alle diejenigen zum lachen, welche nicht Verstand genug besitzen, alle die guten Eigenschaften dessen einzusehen, den man in Verachtung zu stürtzen sucht. Der Gelehrte wird schon bey zehn Personen dafür angesehen, daß er vielweniger Verstand habe, als ihm wohl andere beylegen. Diese zehn Personen ziehen alsobald noch zehn andere von eben der Gattung an sich, und Dorilas stehet in einem Augenblick an der Spitze einer Parthey, deren Handlungen, Reden und Gedancken lediglich von seinem Willen abhangen.

Theobaldus vereiniget sich mit Dorilas, und es stehen ebenfals eine gute Anzahl Leute, deren Seele er ist und die einen Abgott aus ihm machen, unter seinem Winck und Befehl,

und zwar aus dem Grunde, weil er ihnen sehr oft wiederhohlet, er habe die Groß-Väter und Groß-Mütter aller Hof-Leute gekannt, Balon tantzen gesehen, Rochois singen und Chamele eine Rede halten gehöret. Mit allen diesen hohen Eigenschaften verknüpfet Theobaldus auch diejenige, daß er das ärgerliche Zeitregister der heimlichen Händel des alten und neuen Hofes vollkommen inne hat; Ist mehr von nöthen um hundert Personen zu verführen, welche, da sie den Kindern ähnlich sind, und ein eben so schwaches Gehirn haben, grössere Lust an Mährlein, als an klugen und lehrreichen Gesprächen finden? Denn Theobald ist für seine Person daran gelegen, daß er jedermann, der würcklich gute Eigenschaften an sich hat, verachtet; dann die seinigen sind nur schlecht, ja was sage ich schlecht? sie bestehen nur in der Einbildung. Solten die Leute, welche ihn bewundern, einmahl einen Geschmack finden, an dem was wahrhaftig gut ist, sie würden gar bald das schöne und gründliche von dem falschen Schein und kindischen Wesen unterscheiden. Was Würde alsdann aus Theobald werden? Es würden ihn nicht mehr als drey oder vier Personen bewundern, welche bey gewissen Leuten wegen des Schutzes, den ihnen Theobald angedeihen lässet, für verständig und klug gehalten werden, selbst aber in die gröβte Verachtung gerathen würden, wann ihren Beschützer dergleichen Schicksal treffen solte.

Der

Der Gelehrte fängt an, seine Studirstube zu bedauren, er bereuet seinen Fehler, den er begangen, er siehet die Zahl seiner Feinde anwachsen, und ein jeder Tag vermehret dieselben. Der Beyfall, welchen er von Kennern und verständigen Leuten erhält, verursacht eben das, was das Oehl, so man ins Feuer giesset, thut; er macht die Eifersucht der Neider noch heftiger. Man ist damit nicht zu frieden, daß man seine natürliche Gaben will verächtlich machen, sondern man legt ihm auch Fallstricke, und man trachtet, ihn mit seinen Freunden zusammen zu hetzen, und der Hochachtung seiner Anhänger zu berauben. Man schreibt ihm solche Reden zu, woran er nicht den geringsten Antheil hat, man bemühet sich, ihn aus der Gunst der Grossen zu setzen, und giebt ihm bey denselben Schuld, daß er ihnen nicht genug Ehrerbietigkeit, noch Danckbarkeit erweise. Er siehet alle diese verdrießliche Streiche, und um denselben ein Ende zu machen, will er sich wieder in seine Studirstube verschliessen. Er stehet würcklich im Begriff, sich in Frieden hinein zu begeben, da ihn eben einige Frauenzimmer zu sprechen verlangen. Sie haben sich zu Oberaufseherinnen über scharfsinnige Köpfe aufgeworfen, sie bestimmen die Vorzüge der Schriftsteller, sie thun einen Ausspruch über das Verdienst derer, welchen dasselbe alle Leute zugestehen, und sprechen das End-Urtheil. Sie verachten die Herrn Castel, Mairan, Beausobre, und Maupertius ungemein, diese Leute sind nur Schul-Füchse; hingegen achten sie sehr hoch den Verfasser der erkenntlichen Prinzeßin und den Schreiber der Pamela. Sie lieben diejenigen Leute, welche in ihrem Umgang zärtlich und leichtsinnig sind; sie haben einen so feinen Geschmack, daß es fast unmöglich ist, ihnen ein Gnügen thun zu können. Redet man von der Naturlehre, so ist man ein Pedant. Ist es die Frage von einem Punct aus der Geschichte, so ist man ein verdrießlicher Mensch. Man macht sich wenig daraus, ob man weiß, was Julius Cäsar oder Marcus

Aurelius verrichtet haben. Sagt man etwas über die Wercke guter Dichter, so wird es unerträglich; man hat so oft von Racine und Corneille reden hören. Ey was! ohn unterlaß heißt es Racine und Corneille, Corneille und Racine; Es ist immer das alte Lied.

Unser unglücklicher Gelehrter erscheinet unterdessen vor seinen fürchterlichen Richterinnen. Kaum ist er ins Zimmer getreten, so wird er getadelt, ehe er noch zu reden anfängt. Grosser Gott! kan einer ein kluger Mann heissen, und doch einen so schlechten Reverentz machen? Was aber noch ärger ist, kan wohl eine schlecht gepuderte und übel gekräuselte Parucke einen Kopf decken, in welchem viel Verstand verborgen ist? Dorimene lächelt auf eine schalckhafte Weise, Cydalise zuckt die Achseln, Celiante stellet sich verdrießlich; Besonia, welche ein wenig gedultiger als die andern ist, redet diesen Mann an, den man fast gern und willig, noch ehe er den Mund aufgethan hatte, zurück schicken würde, ob man ihn gleich aus der Ursache, um ihn reden zu hören, hat kommen lassen. Er antwortet mit Bescheidenheit, dieselbe wird eine unzeitige Furcht, oder ein Mißtrauen gegen sich selbst, und eine deutliche Ueberzeugung von seinem geringen Verdienst genant. Endlich, nach einigen Fragen, worunter die wichtigste ist, daß man gerne wissen wolle, ob man wohl ein so lustiges Buch als die Lettres Saxonnes sind, verfertigen könne, fragt man ihn weiter, ob Artemise Verstand besitze. Er sagt aufrichtig, sie seye reichlich damit versehen, und glaubt nicht, daß er seine Gedancken verbergen dürfe. Allein von diesem Augenblick an ist es um ihn geschehen, und man schreibt ihm kaum die gesunde Vernunft zu. Was! Er lobet die Artemise, er will, man solle glauben, daß sie Verstand habe? Ach! ein jeder Mann, der eine solche Ungereimtheit gedencken und sagen kan, mag nicht genug verachtet werden. Dorimene gibt dem Clitiphon von diesem Geständniß des Gelehrten Nachricht, und Clitiphon

phon nimmt daher Gelegenheit ihm zu schaden. Er überredet die Dorimene, daß die der Artemise beygelegte Lobsprüche nur Stichel-Worte seyn, welche auf andere Frauenzimmer gemünzet wären; er versichert, man lobe sie nur deßwegen, damit man andere stillschweigend tadeln könne. Das ist mehr als nöthig ist, um zwantzig Frauenzimmern Gelegenheit an die Hand zu geben, daß sie einem Manne, von dem sie sich einbilden, er habe sie beleidigen wollen, den Untergang schweren. So viele Bekümmerniß und Wiederwärtigkeiten bringen endlich den Gelehrten dahin, daß er in seine Studirstube zurückkehret. Allein er findet daselbst diese Ruhe, diese Zufriedenheit, die er sich eingebildet, gar nicht wieder, und er wird darin durch zehn unangenehme Zeitungen in seinen Geschäften gestöhret. Er erfähret, daß man ihn für den Verfasser eines elenden Wercks, welches heimlich verkauft wird, und woran er keinen Antheil hat, ausgiebt. Seine Feinde unterstützen diesen Betrug, und er muß alle Mittel, sich zu rechtfertigen, anwenden. Vergebens entdeckt er die Schalckheit derjenigen, welche ihn verhaßt zu machen suchen, die Narren bestehen auf der Meynung, er habe dieses Werck gemacht, und die Anzahl derselben ist stärcker als die der klugen. Kaum hat er sich aus dieser Verwirrung herausgewickelt, so geräthet er in eine andere. Man greift ihn in einer Schrift an seiner Person an, und unter dem Schein seine Wercke zu tadeln sucht man seiner Ehre einen Schandfleck anzuhängen. Er muß sich also entschliessen; in den Augen vieler Leute ein verächtlicher Mensch zu seyn, und ein Werck beantworten, daß, wie er vollkommen wohl weiß, zwar die größte Verachtung verdienet, aber doch, wann es unbeantwortet bliebe, einigen Verdacht in dem Gemüthe verschiedener Personen erwecken kan. Er muß, wieder seinen Willen, die Feder ergreiffen und einen Narren in Ruf bringen, indem er ihn der Welt bekant macht. Unterdessen verhindert die Unruhe und der Kummer,

daß

daß er seine Haußgeschäfte nicht so, wie sie es erfordern, besorget; seine Einkünfte nehmen ab, und nachdem er Zeit Lebens gearbeitet, werden seine Baarschaften kleiner. Wann er zu einem gewissen Alter gelanget, so befindet er sich sehr arm; seine Gesundheit ist durch das beständige Wachen und Arbeiten geschwächt, seine Kräfte sind erschöpft, und es bleibt ihm keine andere Belohnung für seine Bemühungen die er auf sich genommen, übrig, als das Vergnügen, daß er die Thorheiten der Menschen hat erkennen lernen. Elender Trost, sintemahlen diejenigen, welche er verachtet hat, hundertmahl glücklicher gewesen als er.

Das Glück bestehet nur in der Einbildung und der belachenswürdigste Mensch ist oft der allerglücklichste. Er kennet sein lebenlang nicht, was ihn betrüben könnte; dann jedermann sagt von einem Narren, daß er ein solcher sey, aber niemand sagt es ihm ins Gesicht, weil er keinen Menschen zum Neid anreitzet. Er stirbt, ohne daß er sich hat kennen lernen und sich jemand bemühet habe, ihn zu demüthigen; der geringste Fehler aber eines klugen Mannes wird ihm von allen Leuten, so über ihn eifersüchtig sind, mit Bitterkeit vorgeworfen, und seine Tugenden werden oft als die grösten Schwachheiten getadelt. Ich bin mit aller Hochachtung ꝛc.

Lion. Den * * *

Berlin,

zu finden bey Joh. Jac. Schützen.

1745.

Beurtheilung
der
Menschen dieser Zeit,
oder
Briefe
über verschiedene Sachen,
herausgegeben
durch den Verfasser der Lettres Juives.

* *

Der Fünfte Brief
Des Ritters D*** an den Grafen D***

Nichts macht die Menschen belachens-würdiger, und stürtzet sie in grössere Verwirrung, als die Begierde, daß sie etwas besonders haben wollen; jedoch muß man ja nicht alles Betragen, so dahin abzielet, als einen Fehler ansehen; dann es findet sich wohl dergleichen Sonderheit, die unsere Lobsprüche allerdings verdienet. Man legt eine grosse Stärcke des Verstandes an den Tag, wann man gewisse Sachen, ob sie gleich von dem größten Hauffen der Menschen gelobet werden, zu tadeln weiß. Nicht das Gutachten vieler Personen, muß die Richtschnur unserer Meinungen seyn, sondern die gesunde Vernunft.

 Bey

Bey dieser muß man sich fleißig Raths erholen, und wann sie geredet hat, derselben als einem untrüglichen Orakel glauben und als einem klugen Führer folgen.

Diejenige Sonderheit, welche uns zum guten anreitzet, das Vermögen giebt, daß wir die Vorurtheile überwinden, gegen die gemeinen Irrthümer eine Verachtung in uns erweckt und zugleich verursacht, daß wir die elende Tadelsucht der Narren als eine Kleinigkeit ansehen, ist eine Heldenthat, die von allen Leuten, so vernünftig Dencken, nicht genugsam kan gepriesen werden. Ich sehe nichts in der Welt, was so niederträchtig oder so schwach wäre als das Hertz eines Menschen, welcher als ein Sclave der Vorurtheile zwar das Gute wohl kennet, aber doch das Böse thut, sein gantzes Leben in einem beständigen Streit mit seinen eigenen Gedancken zubringet, und aus einer eben so thörichten als strafbaren Furcht sich nicht erkühnet so zu erscheinen, wie er würcklich ist, und was noch mehr, wie er beschaffen seyn soll.

Die Begierde, daß man nicht als ein besonderer Mensch will betrachtet seyn, hat Leute, die sonst voller Verstand sind, zu den gröβten Fehlern verleitet. Dieselben haben sich eingebildet, sie müßten alle durch die Gewohnheit eingeführte Irrthümer als Gebräuche, von denen man nicht abweichen dürfe, annehmen. Um nicht verächtlich zu scheinen, sind sie es in der That geworden, und haben bey verständi-

gen

gen Personen das Ansehen, als wunderliche Köpfe eben dadurch bekommen, wodurch sie ihre Hochachtung zu erlangen gedachten.

Herill will nach dem gemeinen Schlag seyn, das Beywort eines Besondern komt ihm als die höchste Beschimpfung vor. Er besitzt Verstand, und wendet ihn an zum Lobe der Thorheiten, so er höret, weil er glaubt, es gebe eben dieses einen besondern Menschen zu erkennen, wann man tadele, was gewisse Leute billigen. Er liefet gar keine gute Bücher, und diejenigen, mit welchen er umgehet, sagen ihm, Loke und Bayle seyen Pedanten; Die Liebes-Reimen aber, womit elende Stümper Stadt und Land anfüllen, weiß er auswendig. Er ist kein Liebhaber des Weins, doch besäufft er sich sehr oft, und bildet sich ein, es lasse überaus artig, wann man starck trinckt. Er würde gute Sitten an sich haben, wann er den Neigungen seines Hertzens folgete; dagegen ergiebt er sich der Unmäßigkeit, wodurch seine Gesundheit Schiffbruch leidet. Er befürchtet, man möchte ihn für fromm ansehen und für einen Menschen halten, der keinen solchen Geist hat, wie seine Jahre mit sich bringen. Er ist ein Feind von Händeln und Lermen, unterdessen zerschläget er doch, wann er aus der Schencke nach Haus gehet, alle Nacht die Strassen-Laternen, und vergreift sich an den Soldaten auf der Wacht, aus Furcht, man möchte etwa zu gedencken vergessen, daß er sich vor seinen Mitgesellen hervor thun wolle. Uberhaupt war

Herill von Natur gut, artig und sinnreich; Allein die Furcht, er möchte für einen besondern Menschen angesehen werden, hat ihn schlimm, thöricht und blöden Verstandes gemacht. Und eben diese Furcht, welche sowohl seinen Leib als seinen Geist schwächt, wird machen, daß er vor Alter in seinem dreyßigsten Jahr stirbt.

Es gibt Leute in der Welt, welche in einem steten Zwang und beständiger Marter leben, damit sie nicht als Leute, die etwas besonders haben wollen, mögen angesehen werden. Sie betrüben sich über Dinge, die ihnen gar keinen Verdruß verursachen, oder besser zu sagen, sie geben sich alle Mühe eine solche Mine anzunehmen, als ob sie sich würcklich darüber betrübeten; sie freuen sich und scheinen lustig zu seyn, wann sie in der That Ursachen haben, traurig zu seyn. Endlich ihre äusserliche Handlungen stimmen fast niemahls mit ihres Hertzens Gedancken überein. Sie sind den Comedianten gleich, welche vermöge ihres Standes verordnet sind, die Person vorzustellen, welche ihnen zugetheilet ist. Sie nehmen stets einen solchen Schein an, den sie für den besten halten, um sich nach den Handlungen und Denckens-Art derjeigen zu richten, mit welchen sie umgehen. Im übrigen, wann man sie **gefällige und höfliche Leute** nennete, so würde es eben so viel seyn, als ob man die Wörter mißbrauchen, und denselben einen Namen, der ihnen gar nicht zukommt, beyle-

gen

gen wolte. Ihre Handlungen rühren nicht aus Höfflichkeit, sondern aus einem thorichten Hochmuth, und aus der heftigsten Begierde her, daß sie andere Leute bereden wollen, sie seyen allem Betragen, worin mann etwas besonders sucht, von Hertzen feind. Eben derselbe Mensch, welcher sich Gewalt angethan hat einer verdrießlichen Ceremonie viele Stunden beyzuwohnen, würde nicht dreyßig Schritte weit gehen, um seinem Freund einigen Dienst zu erweisen.

Crassus stehet so früh anf, als die meisten Leute seines Standes aufzustehen pflegen. Unter dem Ankleiden erkundiget er sich nach dem, was sie vorigen Abend gethan, und trachtet zu erfahren, was sie denselben Tag machen werden, damit er eben dieses gantz genau möge nachaffen können. Gedencken sie einer Tantz-Gesellschafft beyzuwohnen, so will er ebensfalls tantzen; gehen sie in die Predigt, so wird er auch hingehen um den neumodischen Prediger anzuhören; sind sie .entschlossen die neue Opera zu sehen, er bereitet sich, dieselbe auch zu hören; wollen sie Abends im Gasthof speisen, so wird er nicht ermangeln, sich eben daselbst einzufinden, werdern sie ernstchafte Besuche abstatten, er wird dergleichen thun; werden sie lustig seyn, so wird er sich ebenfals aufgeräumt anstellen; werden sie traurig seyn, er wird eben dieselbe finstere Miene annehmen; werden sie reden, er wird auch reden; werden sie schweigen, er wird endlich nichts anders

thun. Craſſus wird alles was ſie verrichten, genau nachmachen. Seit mehr als zehn Jahren ſcheinet es, als ob er gänlich vergeſſen, daß er eine Seele habe; ſein Leib wird lediglich durch die Würckungen anderer Seelen bewegt. Seine Gedancken und Handlungen haben einzig und allein ihren Urſpung aus dem Trieb, ſo er von denen, mit welchen er umgehet, empfängt. Ueberhaupt, Craſſus iſt ein wahres Kunſt-Werck, daß durch diejenigen, welche bey ihm wohl gelitten ſind, regieret wird. Er hat denen Vortheilen des Verſtandes und der Freyheit gäntzlich abgeſaget, und zwar aus dem Grunde, damit er nicht für einen beſondern Menſchen möge angeſehen werden. Ein Freund bittet den Craſſus, er wolle ihm einen Gefallen erweiſen, und mit einem Richter, den er gar wohl kennet, reden. Craſſus wird wieder ein Menſch, aber ein böſer Menſch, er ſchlägt einer wohlverdienten Perſon dieſen wichtigen Dienſt ab. Man kan zum Unglück, ohne daß man etwas beſonders für ſich haben will, unempfindlich und arg ſeyn. Wann die Undanckbarkeit, der Neid und Hochmuth für ſonderheiten gelten möchten, ſo würde Craſſus ein vernünfftiger Menſch werden.

Wir können über die mancherley Fehler, worein uns die Furcht ſtürtzet, daß wir für Menſchen, die vor andern etwas beſonders haben wollen, möchten gehalten werden, nicht Betrachtungen genug anſtellen. Diß iſt das eintzige Mittel, um nicht in einen Fehler zu gerathen,

gerathen, der heutiges Tages so gemein und so schwer zu vermeiden ist, weil er bey vielen Leuten für eine Tugend angesehen wird. Will man sich klug und vernünftig aufführen, so muß man vest setzen, daß dasjenige Betragen, worin man etwas besonders sucht, alsdenn nur lasterhaft sey, wann es Ursache ist, daß die Menschen wieder das Licht der gesunden Vernunft handeln, und Dinge begehen, welche sie nur durch lächerlichen Eigensinn oder kindische Possen, von andern Menschen unterscheiden.

Es finden sich Leute, welche um ihre bösen Sitten und Gottlosigkeit zu beschönigen, sagen, sie wollen sich durch ihre Aufführung hervor thun, und durch ihre Lebens-Art, welche mit der Gewohnheit des gemeinen Volcks gar nicht übereinkomt, ihre Verachtung gegen dasselbe an den Tag legen. Diese Personen sind so verächtlich, daß nicht zu befürchten ist, es möchte ihre Art zu dencken bey vernünftigen Leuten einigen Eindruck machen; das besondere Betragen, dessen sie sich anmassen, ist ein elender Vorwand, wovon die Schande wieder auf sie zurück fällt. Ich weiß nicht, ob man diesen Leuten den Namen der **Besondern** beylegen soll; dann sie gehen gar nicht deßwegen von den eingeführten Gewohnheiten ab, um sich, wie sie fälschlich vorgeben, vor andern berühmt zu machen, sondern es geschiehet aus dem Grunde, um ihre Leidenschaften zu vergnügen und ihre Begierden zu stillen, sie mögen so strafbar seyn als sie immer wollen.

Orontes verachtet die ehrwürdigsten Gesetze. In seinem Gehirn ist das Gute und das Böse nichts wesentliches, sie hängen von den verschiedenen Meinungen der Menschen ab; die Regungen des Gewissens sind Folgen der Eindrücke, welche aus den Vorurtheilen entstehen. Nach eben so greulichen Lehrsätzen richter er seine Lebens-Art ein; er schreibt alles sich selbsten zu, seine Gedancken und Handlungen sind dem Begriff, daß alles gleichgültig sey, gemäß. Vermöge dieses Grundsatzes erschrickt er nicht für der Bluthschande, die Verrätherey hat bey ihm den Schein einer vernünftigen Staats-Klugheit, der Diebstahl ist, wann er verborgen bleibt, in seinen Augen nichts mehr, als eine kluge That. Er begehrt keinen Meuchel-Mord, weil er sich für der Strenge der Gerechtigkeit fürchtet.

Ist es wohl sonderlich zu verwundern, daß Orontes, indem er dergleichen Meynungen heget, weder die Gebote der Religion, noch die Pflichten der Freundschaft in acht nimmt? Er führet sich gar nicht um deßwillen so auf, damit er sich von andern Menschen unterscheiden möge. Dann wären sie eben so lasterhaft als er, so würde er sich mit aller Vorsichtigkeit hüten, damit er ihnen nicht ähnlich werden, dagegen aber alle Mühe anwenden, daß er auf eine knechtische Weise in ihre Fußtapfen treten möge.

Biß hieher hat es das Ansehen gehabt, als wolte ich den Leuten, so sich vor andern et-

was voraus nehmen, eine Lob-Rede halten; Allein, man würde meine Gedaucken ziemlich schlecht treffen, wann man glauben sollte, ich wäre Willens, diejenigen zu entschuldigen, welche sich entweder durch Hochmuth, oder durch ein sonderbares Wesen merckwürdig machen, sich auf eine gezwungene Art bestreben, an ihren Kleidern, in ihren Manieren und Gesprächen etwas wunderliches blicken zu lassen, und in Führung des Bürgerlichen Lebens niemahlen dasjenige thun, was von den Menschen insgemein ausgeübet wird. Eine vernünftige Person ist überzeugt, man müsse viele Dinge um der Gewohnheiten willen thun, und es seyen gewisse Gebräuche, denen man sich unterwerffen muß, ob man gleich erkennet, daß sie in einigen Stücken mangelhaft sind, und verschiedene Ursachen hat, welche man wieder ihre Ausübung anführen könte. Die Klugheit, das gemeine Beste und die Gemächlichkeit des Lebens erfordern ebenfals, daß man bey verschiedenen Gelegenheiten seinem Eigensinn in Betrachtung der andern, die eben so geartet sind, Einhalt zu thun, und seine Meinungen den in der Welt eingeführten Gewohnheiten aufzuopfern wisse. Das heisset die Pflichten des gesellschaftlichen Lebens wohl verstehen, wann man zuweilen den Gebräuchen, so uns tadelhaft scheinen nachgiebt; dann auf diese Weise begegnet man denen, mit welchen wir umgehen, mit einer gewissen Sanftmuth, welche das stärckste Band der Gesellschaft ausmacht.

Es ist nicht nur grob, sondern auch unge-
recht gehandelt, wann man begehret, daß an-
dere sich stets nach unsern Neigungen richten,
und so zu reden, Sclaven unserer Art zu Den-
cken seyn sollen. Allein, sagen die Leute, wel-
che das Betragen, worin man etwas beson-
ders sucht, rechtfertigen wollen, wir weigern
uns nur, uns denen eingeführten Gebräuchen
zu unterwerffen, weil sie der Vernunft gar
nicht gemäß sind. Ey wohlan, kan man den-
selben antworten, man giebt ihnen zu, daß sie
es würcklich nicht sind; Allein eben dieselbe
Vernunft, welche ihnen das Falsche dieser Ge-
bräuche zu erkennen giebt, zeiget ihnen auch die
Nothwendigkeit an, daß sie sich denselben un-
terwerffen müssen; und die Vernunft höret
auf Vernunft zu seyn, so bald sie aus dem
Menschen einen wunderlichen Kopff macht,
denselben, sich in Gesellschafft zu schicken, ausser
Stand setzt, und Verursacht, daß er so zu re-
den, der Welt zu nichts dienet, indem sie zu
wege bringt, daß diejenigen, so mit ihm umge-
hen, ihn als den belachenswürdigsten Menschen
ansehen. Wann ein solcher in den geringsten
Dingen die, mit welchen er lebet, ins Angesicht
beleidiget, so kan es niemahls fehlen, oder sie
begnügen sich anfänglich, daß sie ihn als einen
eigensinnigen Kopf betrachten, und verfallen
nachgehends darauf, daß sie ihn für einen lä-
cherlichen Menschen, der im gehirn nicht wohl
verwahret ist, halten.

Nichts ist denen Menschen mehr zuwieder,
als

als wann sie ihrer Eigenliebe Gewalt anthun sollen. Das Betragen, worinn man etwas besonders haben will, hat allezeit diese Würckung, dasselbe tadelt so gar die geringsten Handlungen, mißbilliget die unschuldigsten Gebräuche, endlich es ist, ob gleich stumm, doch eben so beschwerlich als ein großpralerischer Murr-Kopf. Man mag an den Menschen ihre Art zu dencken tadeln, wie man wolle, man verursacht ihnen dadurch allezeit Verdruß. Gerade eben das thun was sie nicht thun, und das zu thun vermeiden, was sie würcklich thun, ist das nicht eben so viel, als ob man ihnen in seinen geringsten Handlungen sagte, die ihrigen seyn entweder böse oder unnütze? Man muß die Menschen beleidigen, sonderlich wann es darauf ankommt, daß man sich ihren Lastern entgegen setzen will. Eine solche Auffführung ist eine Würckung der Vernunft, wann man sie aber beschämet, ihnen wiederspricht, und sie einiger mehr oder weniger nützlicher Gebräuche, einiger mehr oder weniger bequemer Gewohnheiten, und einiger mehr oder nicht so sehr richtiger Reden wegen verachtet, so verbirgt man unter dem Schein der gesunden Vernunft einen sehr strafbaren Eigensinn.

Fängt man nicht bey Zeiten an sich der Neigung, die man gegen gewisse Sonderheiten in sich verspühret, zu wiedersetzen, so ist es fast unmöglich, daß man sich davon loß machen könne, sonderlich wann sie schon tief eingewur-

gewurtzelt ist; und was am meisten zu befürchten stehet, ist, daß man allgemach und unvermerckt aus einer wunderlichen Eigensinnigkeit in die andere verfällt. Man glaubt, daß man dem Begrif, den man sich gemacht hat, in allem die Vernunft zu Rathe zu ziehen und den Gesetzen derselben aufs strengeste zu folgen, gemäß zu Werck gehe, und bald folgt daraus, daß man vor die Meinungen der andern gar keine Achtung mehr habe. Man fängt also fort an, sich in geringen Dingen von andern zu unterscheiden, allein, man bleibt dabey nicht, sondern man wird gerade das Wiederspiel von dem, was man seyn solte, um auf eine angenehme Weise in der Gesellschaft zu leben. Arist tadelte schlechterdings, daß man zu den Mahlzeiten eine gewisse Stunde bestimmet, er gab vor, man müsse darinn der Stimme der Natur Gehör geben, dieselbe spräche jederzeit deutlich, und unsere Gesundheit hienge lediglich ab von dem Gehorsam, welchen wir ihren Erinnerungen, die sie uns gäbe, leisteten. Er sagte, wir müsten unsere Lust zum Essen nicht nach der Stunde unserer Mahlzeiten richten, sondern im Gegentheil essen, wann es uns beliebet; und er unterstützte diese Regel mit vielen Gründen. Er aß derowegen gemeiniglich, wann andere schliefen. Diese erste Sonderheit hat eine andere nach sich gezogen, welche darinn bestehet, daß er schläft, wann andere essen. Er stehet oft des Abends um acht Uhr aus dem Bette auf, und legt sich zu Mittag um

12. Uhr schlafen. Die Aufmerckſamkeit, deren er ſich bedienet, die Natur in den geringſten Dingen zu Rathe zu ziehen, hat ihm entdecket, daß der Umlauf des Geblüts durch die Art, wie er ſich anklei̇det, gehemmet würde. Gleich Anfangs hat er die Knie-Gürtel abgeleget, nachgehends aber hat er ſeine Weſte, ſeine Bein-Kleider und ſeine Strümpfe gantz aus einem Stück machen laſſen, und auf dieſe Weiſe die Huſſaren in ihrer Kleidung übertroffen. Er läſſet ſein Halßtuch ſo geraum, daß es kaum den Halß berühret. Er ſtehet im Begrif die Parucke abzulegen, dieweil die Ausdünſtung oftmahlen durch die Kälte gehindert wird, und er meynet, daß er ſehr gute natürliche Urſachen habe, eine Peltz-Mütze, wie die Griechen, oder einen türckiſchen Bund, wie die Muſelmänner, zu tragen. Sobald Ariſt den Anfang zu dieſer Thorheit wird gemacht haben, ſo wird ihn eine von ihm nicht recht unterſuchte Vernunft, von welcher er glaubte, daß er ſie ſtets um Rath fragen müſte, dahin verleiten, daß er ſeinen Anverwandten, die ihn ohnedem nicht lieben, den ſcheinbaren Verwandt an die Hand giebt, um bey der Obrigkeit anzuhalten, man möchte ihn ins Tollhauß bringen, oder ihm einen Vormund ſetzen, der ſeine Angelegenheiten beſorge. Eudox iſt in ſeiner Art zu dencken ein eben ſo beſonderer Menſch, als Ariſt in ſeiner Lebens-Art. Er würde ſich nicht erkühnen, zweydeutige Redens-Arten zu gebrauchen, aus Furcht man

möchte

möchte ihn beschuldigen, er sey gar nicht sorgfältig und behutsam genug. Er gebraucht dagegen lieber sieben bis acht Umschreibungen, und redet eher eine halbe Viertel-Stunde, um eine Sache zu sagen, die er mit einem Wort hätte sagen können, als daß er sich des eigentlichen Worts, wann es ihm ein wenig zu nachdencklich vorkommt, bedienen solte. Eben diese Sorgfalt, welche ihn so behutsam macht in seinen Ausdrückungen, macht ihn auch aufmercksam in seinen Höflichkeiten. Man würde ihn für einen Quäcker halten, wann man nicht wüste, daß er Römisch-Catholisch wäre. Er sagt gar nicht zu denen, mit welchen er redet, noch weniger an die er schreibet, daß er ihr gehorsamster Diener sey; er bedienet sich gantz anderer Ausdrückungen. Einigen wünschet er alles Gutes, andern einen guten Morgen; Einigen begnüget er sich zu sagen: GOtt stehe ihnen bey, und es giebt welche, für die er von dem Himmel die Klugheit erbittet. Viele unter den letztern haben diesen Wunsch übel angebracht gefunden, dieweil es schiene als setzte er voraus, daß sie nicht klug wären. Fragt man den Arist, was er von den Leuten, mit welchen er seit zwantzig Jahren umgehet, halte, so antwortet er, er könne es nicht sagen, und befürchtet, er möchte in seinem Urtheil irren. Um von ihnen zu reden, wartet er, biß sie gestorben sind, und er deutet auf den Verstand und das Hertz des Menschen, was Solon von dem Glück sagte. Nach der

Mey-

Meinung dieses Welt-Weisen müste man nicht versichern, daß er glücklich wäre so lange er lebete. Nach dem Sinn Arists aber muß man niemand wahrhaftig gut nennen, weil er in einem Augenblick schlimm werden kan. Diese Gemüths-Beschaffenheit Arists brachte anfangs nichts anders zuwege, als daß sie ihm ein gewisses angenommenes und eigensinniges Wesen gab und ihn nachgehends lächerlich machte. Endlich ist er gar in Gesellschaft unerträglich geworden, man fliehet ihn, man fürchtet sich für ihm, man thut noch mehr, man verabscheuet ihn, und die Vernunft, welche er bey allen Gelegenheiten den eingeführten Gebräuchen hat entgegen setzen wollen, hat ihn bey allen denjenigen, so mit ihm umgehen müssen, verhaßt, und bey den Personen, so ihn zu meiden Freyheit haben, Verächtlich gemacht.

Diesen Brief will ich mit einer gantz natürlichen und nöthigen Betrachtung schliessen. Wann es sich gleich in der That so verhielte, daß gewisse Gewohnheiten nicht gäntzlich in der Vernunft gegründet sind, so machen sie doch die stärcksten Bande der Gesellschaft aus. Aber begehet man nicht einen grossen Fehler wieder die Vernunft, wann man das Band auflösen will, welches doch die Menschen vereiniget und verpflichtet, daß sie einer für den andern Achtung haben, und sich Merckmahle der Hochachtung und Freundschaft geben. Die Liebe zur Ehre, die Begierde, um sich bey der Nachwelt berühmt zu machen, scheinen der Vernunft zuwieder zu seyn, und wann man sie genau untersucht, so findet man, daß sie nichts wesentliches in sich fassen. Unterdessen, so eitel und ungegründet sie auch seyn mögen, so kan man sich doch nicht enthalten zu bekennen, daß sie die Quellen sind, woraus unzehlbare löbliche Thaten herfliessen. Was für Unheil würde nicht ein Mensch in der Welt anstiften, wann er durch seine Reden und Lebens-Art zuwege brächte, daß die Begierden, welche sie zu bessern dienlich sind, in dem Hertzen der Menschen gedämpft würden, und Gebräuche in Ver-

achtung

achtung setzete, die zur Erhaltung der Staaten und zur allgemeinen Sicherheit vieles beytragen.

Es ist kein Stand des Lebens, worinn man nicht mangelhafte und doch nöthige Gebräuche antrift. Der Hochmuth, die Verachtung, die Ober-Macht deren sich die Grossen über andere Menschen anmassen, sind strafbar, wann man die Sachen nach den Grundsätzen der Natur betrachtet. Nichts ist der Vernunft mehr entgegen, als wann man billiget, daß ein Mensch den andern deswegen zu verachten scheinet, weil er in allen seinen Handlungen so zu Wercke gehet, als ob er mehr als ein Mensch seye. Unterdessen, um Leute, welche nur durch die Furcht und Vortheile regieret werden, im Zaum zu halten, so erfordert es die Noth, daß man den Grossen die Ober-Herrschaft, welche sie erlangt haben, überlasse, ihren Hochmuth ertrage, und denen Rechten der Nothwendigkeit den Vorzug vor den Rechten der Natur einräume.

Untersucht man überhaupt alle in einem Land eingeführte Gebräuche, so siehet man gar bald, daß, was sie nützliches haben, allezeit dasjenige übertrifft, was sie der Vernunft zuwiederlauffendes an sich zu haben scheinen, und man ist genöthiget zu gestehen, daß man sich nur bestreben müsse, den Schein eines besondern Menschen zu haben, und die eingeführten Gebräuche zu tadeln, wann es Noth thut, sich solchen Regeln zu wiedersetzen, wovon wir wissen, daß sie die gesunde Sitten-Lehre und die Ehre verletzen. Ein jeder redlicher Bürger muß sich für gewissen Begriffen hüten, welche, ob sie gleich in der Vernunft gegründet, doch wegen der Lage und Ordnung der Dinge gar nicht thunlich sind.

Ich bin mit aller Hochachtung ꝛc.

Paris, den ***

Berlin,
zu finden bey Joh. Jac. Schützen.
1745.

Beurtheilung
der
Menschen dieser Zeit,
oder
Briefe
über verschiedene Sachen,
herausgegeben
durch den Verfasser der Lettres Juives.

* *

Der Sechste Brief
Des Ritters D*** an den Grafen D***

Oftmahlen habe ich angehöret, wie man sich gestritten, welches die glücklichste und beste Lebens-Art sey. Einige behaupteten, es wäre das einsame Leben das allerglücklichste; Allein die meisten tadelten die Einsamkeit, und gaben vor, sie wäre weit bequemer, uns in eine Schwermuth, woraus bald ein gefährliches Menschenscheues Wesen entstehet, zu stürtzen, als eine süsse Zufriedenheit zu verschaffen.

Es ist unstreitig, die Einsamkeit hat ihre Beschwerlichkeiten, und dieselben sind desto grösser, weil man ihrer nicht eher gewahr wird, als wann es, so zu reden, unmüglich ist, sich wieder heraus zu wickeln. Man gewöhnet sich, wann

mann von allen Menschen entfernet lebet, nach und nach an ein trauriges und niedergeschlagenes Wesen, welches hernach sehr schwer zu andern ist Nur nach sehr vielen Sorgen und Bemühungen verliehrt man die Gewohnheit, worein man gerathen, sich einer Phantasey zu ergeben, die uns zu schmeicheln scheint, und endlich in der Einsamkeit, in Ansehung unserer, unvermeidlich wird. Die Menschen müssen entweder mit sich selbst, oder mit andern zu thun haben. In der Einsamkeit können sie nicht durch fremde Vorwürffe gestöhret werden, sie beschäftigen sich also gäntzlich mit dem, was sie allein angehet, und sie gewöhnen sich nach und nach an, sich so zu betrachten, als ob sie die eintzigen wären, die einige Aufmercksamkeit verdieneten. Daraus folget dann, daß die Tugenden, welche auf die Nothwendigkeit, zum Besten des gesellschaftlichen Lebens behülflich zu seyn, gegründet sind, bey ihnen ins Abnehmen gerathen; und wann sie von ohngefähr oder aus langer Weile wieder unter die Leute kommen, so bleiben sie stets bey den Gedancken, welche sich in der Einsamkeit allzu lebhaft ihrer Einbildungskraft eingedrückt haben. Ein alter Schriftsteller hat also zu sagen Ursach gehabt: **Unter allen Gefährlichkeiten des Lebens ist die Einsamkeit eine der grössesten.**

Müssen wir alles hervor suchen, was uns bessern kan, so sind wir aus eben dem Grunde verpflichtet, die Einsamkeit zu fliehen, worin wir die Vortheile nicht finden können, die uns

der

der Umgang mit artigen Leuten verschaffet. Den Verstand kan man mit einem Demant vergleichen, welcher auf keine Weise als vermittelst eines andern Demanten mag geschliffen werden. Unsere Seele kan auf eine gewisse Art ebenfalls nicht anders zur Erkäntniß gelangen, als wann ihr dieselbe durch andere Seelen, welche selbst wieder durch andere sind erleuchtet worden, mitgetheilet wird. Die Unterredungen Socratis machten den Plato geschickt, und Griechenland hatte dem Unterricht eben dieses Plato den Aristotelem zu dancken. So schön und sinnreich auch die Philosophie Cartesii seyn mag, so würde sie doch vielleicht weit gründlicher seyn, wann Cartesius, da er sich nach Holland begeben, nicht so sehr sich selbst wäre überlassen gewesen. Wann ein sinnreicher Kopf in seiner Einsamkeit aller Hülffsmittel des Umgangs und des Unterrichts, welche aus dem Wiederspruch, so man daselbst leidet, erfolgen, beraubet ist, so läuft er Gefahr, er möchte sich dem betrüglichen Vergnügen ergeben, daß er glaubt, er könne nicht fehlen, und sich zuletzt gar angewöhnen, alle seine Gedancken als unstreitige Wahrheiten anzusehen. Es ist dann eben sowohl für das Hertz als für den Verstand gefährlich, wann man des Umgangs mit tugendhaften und gelehrten Leuten beraubt ist. Das beste und edelste Gemüth kan in der Einsamkeit verdorben werden, und dasjenige, welches am allereinfältigsten, und um guten Unterricht anzunehmen,

gar nicht geschickt zu seyn scheinet, kan sich zur Erkäntnüß der erhabensten Dinge empor schwingen, und zwar durch die Vortheile, welche man aus dem Umgang mit andern Leuten ziehet. Ein Lederbereiter wurde, ohne daß er aus seiner Werckstatt kam, vermittelst der Gespräche, welche Socrates seinen Schülern zuweilen darin hielte, ein vortreflicher Philosophe.

Ich glaube gerne, daß kein Mensch in der Welt ist, so schlimm er auch sonsten seyn mag, dessen Gemüth durch einen langen Umgang mit ehrlichen Leuten nicht endlich solte gebessert werden. Wir machen die Löwen und Tieger, ungeachtet sie sonsten sehr wild und grausam sind, zahm, warum solten wir alle Hofnung fahren lassen, dasjenige an dem Menschen auszurichten, was wir durch unsere Bemühungen an den Thieren zu Stande bringen? Wann die Unterweisungen das Hertz der lasterhaftesten Menschen ändern und sie zur Tugend aufmuntern können, was für eine Würckung müssen sie nicht auf das Gemüth der Verständigen haben, welche nur alles das zu wissen begehren, was sie bessern kan? Der Verstand, womit man begabt ist, und die Wissenschaften, die man besitzt, mögen so groß seyn, als sie immer wollen, so merckt man doch täglich, daß man in vielen Dingen der Rathgebungen und Unterweisungen anderer benöthiget sey: nun in der Einsamkeit ist man dieser Hülfs-Mittel beraubt, und so man sie haben kan, so erhält man

man sie oft nicht eher, als wann wir sie nicht mehr nöthig haben. Dem Menschen, welcher von seinen Leidenschaften übereilet und durch die Heftigkeit seines Temperaments dahin gerissen wird, muß man in den ersten Augenblicken zu Hülfe kommen; schiebt man dieses auf, so ist zu befürchten, es möchte hernach alle Hülfe vergeblich seyn.

Die Gefahr der Einsamkeit kan deutlich angewiesen werden, nicht allein aus dem Schaden, welchen sie fast iederzeit denjenigen Personen verursacht, welche den Umgang geliebt, sondern auch aus dem Nachtheil, welchen sie denen gebracht, so iederzeit einsam für sich gelebet haben. Gehet man die verschiedenen Stände des Lebens durch, so wird man finden, daß die Einsamkeit dem Edelmann eben sowohl als dem Bauer und Geistlichen schädlich ist. Ich habe oft angemerckt, daß sie gemeiniglich das gantze Wesen wohl verdienter Leute verändert, die Schönheit ihres Verstandes verdirbt und ihr sonst gutes Gemüth verschlimmert.

Betrachten wir einen Edelmann, der auf seinem Land-Guth gebohren und erzogen ist, und vergleichen wir ihn mit einem andern, der in der Stadt und guter Gesellschaft gelebet hat, so werden wir erkennen, wie nothwendig der Umgang mit solchen Leuten sey, die uns diejenigen Eigenschaften, so uns abgehen, mittheilen können. Nichts kommt dem bauerischen Wesen eines Land-Edelmanns gleich, und er

kennet kein ander Vergnügen, als das, welches er im Essen, Trincken, schlafen und jagen findet. Vollkommen gleicht er denen Wilden in America, die verschiedenen Philosophen Ursache zu zweifeln gegeben, **ob nicht mehr Unterschied zwischen diesem und jenem Menschen wäre, als zwischen diesem und jenem Thiere.** Bey ihm sind die Sanftmuth, die Höflichkeit und Freundlichkeit gantz unbekannte Tugenden, und von allem, was aus denselben folget, weiß er eben so wenig; folglich hat er nicht die geringste Achtung gegen die, welche so unglücklich sind, daß sie mit ihm zu thun haben. Er ist streng mit seiner Frau und Kindern, hitzig gegen seine Bedienten, unhöflich gegen seine Nachbarn; er beschäftiget sich mehr mit seinen Hunden und mit seiner Flinte, als mit dem gemeinen Besten und Wohlseyn des Vaterlandes. Und da er weder dem Staat, noch der menschlichen Gesellschaft Vortheil stiftet, so lebt er fast wie ein Uhrwerck nach den Gesetzen der Bewegung, und stirbt, ohne daß er jemahls auf die Gedancken gerathen, wie er eine Seele habe, die weit höherer Begriffe fähig sey, als diejenigen gewesen, welche ihm als die höchsten vorgekommen sind.

Der Bauer, welcher in den Wäldern, oder auf den Gebürgen lebet, von den Dörffern entfernet ist, sich eintzig und allein damit beschäftiget, daß er das Vieh hütet, oder zu etwas anders, das ihn an dem Umgang mit den übri-

gen

gen Bauern hindert, gebraucht wird, ist unvernünftiger und tummer als jenes. Weil er stets von Thieren, so er hütet, umgeben ist, so wird er ihnen nach und nach ähnlich. Je weniger die Menschen Verstand und Wissenschaften besitzen, desto gefährlicher ist es für sie, wann sie sich selbst gelassen sind. Die Leute, welche fähig sind zu dencken, ersetzen zum Theil dadurch den Mangel der Gesellschaft; wer aber keine so starcke Seele vom Himmel empfangen hat, um sich in hohen Begriffen zu versteigen, der muß von andern geführt, unterstützt und erleuchtet werden. Es gibt wenig Leute, welche Unterrichtungen entbehren können, und diejenigen, so sich in diesen Umständen befinden, haben viele Unterweisung gehabt und sind eintzig und allein durch den Unterricht, welchen sie in dem Umgang mit verständigen Leuten bekommen, auf diesen Staffel der Klugheit gestiegen. Was kan man also von einem Menschen hoffen, er mag nun auch seiner Geburth nach ein Edelmann oder Bauer seyn, wann er niemahls hat können unterwiesen werden, und allezeit seiner Neigung als der eintzigen Richtschnur, wornach er, was gut und wahr ist, urtheilet, Folge geleistet hat? Wann man vernünftig handeln will, so muß man nur von ihm erwarten, was wir sehen, und wann man einen Menschen siehet, der niemahls mit artigen Leuten umgegangen, stets lasterhaft, unhöflich, und boshaftig ist, so darf man sich eben so wenig darüber, als wann einen furcht-

samen Haasen einen reissenden Wolff und einen grausamen Tieger antrift: Der Landmann und diese Thiere haben auf eine gleiche Art ihrem natürlichen Trieb gefolget.

Indem ich die Einsamkeit verwerffe, so will ich gar nicht diejenigen tadeln, welche in einer angenehmen Stille leben, und wenig Leute sehen, sondern den Umgang mit einigen tugendhaften Freunden, in deren Gesellschaft ihr grösestes Glück bestehet, sorgfältig unterhalten. Die, welche so verständig zu Wercke gehen, sind eben so vernünftig als mir die andern tadelhaft vorkommen. Es ist eine gewisse Mittelstrasse zwischen der Einsamkeit und grossen Gesellschaft; und eben dieselbe muß man erwählen; dann ohne diese ist das menschliche Leben entweder lauter Unlust und Kummer, oder lauter Unruhe und Aergerniß.

Ist die Einsamkeit in vielen Absichten gefährlich, so ist es die Gesellschaft in vielen andern nicht weniger, und der Umgang mit Leuten hat solche Beschwerlichkeiten, die zu vermeiden unmüglich sind. Man nimmt leichtlich die Laster derjenigen an, mit denen man umgehet, und dem Hertzen und Verstande ist nichts nachtheiliger als die böse Gesellschaft. Dieselbe verführet diesen und verdirbt jenen, sie beraubt den ersten aller seiner guten Gedancken, und benimmt dem andern die Anständigkeit und das Unterscheidungs-Urtheil. Ein kluger Philosophe bat die Götter mit grösserm Eifer, daß er bösen Leuten unbekannt seyn, als

daß

daß er die redlichen und artigen kennen möchte. Er schien überzeugt zu seyn, daß die tugendhaften oder strafbaren Handlungen bey dem grössesten Theil der Menschen, ihren Grund in der Gemüthsart derjenigen haben, welche mit jenen umgehen. Und da die Kranckheiten der Seele weit mehr anstecken, als die des Leibes, so muß man, wo man vernünftig handeln will, den Umgang lasterhafter Leute eben so vorsichtig fliehen als man die Gesellschaft der Personen meidet, die man in Verdacht hat, daß sie mit einer ansteckenden Kranckheit behaftet sind. Um uns aber vor der Gefahr der bösen Gesellschaft in Sicherheit zu setzen, ist es nicht hinlänglich, die Menschen, welche wir als boßhafte und gottlose kennen, zu fliehen, sondern man muß auch fleißig darauf sehen, daß man keine Gemeinschaft pflege mit solchen, deren Redlichkeit uns verdächtig vorkommt. Der Umgang mit denen, welche ihre Fehler auf eine geschickte Art verbergen, und deren Laster das Ansehen der Tugend haben, ist weit schädlicher, als der, welcher mit Personen unterhalten, deren böses Gemüth wir schon kennen; Die Fehler der ersten scheinen uns eben so sehr zuwieder zu seyn, als sie uns in Harnisch bringen. Wir finden in der Verachtung und dem Unwillen, den sie gegen sich in uns erwecken, Mittel, um uns davon loszumachen; aber die Laster der andern, rühren uns gar nicht, kaum entdecken wir sie, und da wir sie gewahr werden, so betrachten wir sie als geringe Schwach-

heiten, die den Menschen allezeit ankleben, und die man, ohne die allergrößte Strenge zu beobachten, nicht tadeln kan. Anfänglich machen wir uns mit diesen Fehlern bekannt, bald aber nehmen wir sie gar an. Sie fassen tieffe Wurtzeln in unsern Hertzen, ohne daß wir es gewahr werden. Sie werden täglich grösser, und wann sie so weit um sich gegriffen, daß sie uns beschämen solten, so sind wir schon daran gewöhnet, daß wir sie lieben. An statt, daß wir darauf solten bedacht seyn, uns davon zu befreyen, so verblenden wir uns selbst; und ob wir gleich alle Tage schlimmer werden, so machen wir uns doch weiß, wir haben nichts von unserer Tugend verlohren.

Dorant, der unter tugendhaften Leuten erzogen ist, wuste nichts von Verstellung, noch von Verleumdung oder von Haß; gleichwie seine Sitten artig und angenehm waren, also war er auch stets gleich gesinnet. Er wird in eine Gesellschaft von Leuten gezogen, deren Gemüth von dem seinigen weit unterschieden ist, die sich aber doch stellen, als besässen sie mit ihm gleiche Tugenden. Dorant merckt gar nicht, was man ihm zu verbergen sucht, und er ergibt sich gäntzlich diesen Leuten, er höret sie an, sie erlangen seinen Beyfall, und er verfället endlich dahin, daß er sie gar liebet. Sie werden es gewahr und fangen an, sich weniger Gewalt anzuthun. Sie verleumden andere, und Dorant nennet ihre Verleumdungen einen sinnreichen Einfall und Scherts. Eben

diese

diese Personen, deren guten Namen sie lästern, überhäufen sie mit Liebkosungen und Schmeicheleyen; eine so tadelhafte Verstellung wird von Dorant als eine besondere Geschicklichkeit, die in der Welt höchst nöthig ist, betrachtet. Personen, über die sich zu beklagen Ursach zu haben glauben, suchen sie bey allen Vorfällen zu schaden. Dorant entschuldiget einen so starcken Haß mit der Nothwendigkeit, sich wieder seine Feinde zu vertheidigen. Nach und nach macht er sich mit Fehlern bekannt, die ihn, wann er sie in ihrer rechten Beschaffenheit gesehen hätte, würden aufgebracht haben. Er gehet weiter, er fängt unvermuthet an zu verleumden, er ist ein Tuckmeuser, ohne daß ers zu seyn glaubt, er ergiebt sich dem Haß, ohne daß er jemanden zu hassen gedenckt; er wird den Leuten, mit welchen er umgehet, bald vollkommen gleich, und glaubt doch, er habe von seinen vorigen Eigenschaften nichts verlohren. Jedermann verwundert sich, wann er eine Veränderung an ihm siehet, welche er selbst nicht mercket; und da er gar nicht muthmasset, wie sehr verächtlich er sey, so ist er desto mehr zu beklagen, und zwar eben so, wie diejenige Krancken, deren Kranckheit, so in den Adern steckt, das gantze Geblüt verdirbt, ohne daß man es fühlet, oder gedencket, derselben durch Artzeney-Mittel abzuhelfen.

Die alten Cretenser hielten davor, sie könten ihren Feinden nichts ärgers wünschen, als dieses, daß sie mit boßhaften und gottlosen Leuten umgehen

hen müsten; sie glaubten, es wäre eben so viel, als ob man sie verurtheilete, schon in diesem Leben die Strafen auszustehen, die den grössesten Missethätern in jenem Leben bestimmet sind. Mich deucht, die Cretenser urtheileten hievon weitt vernünftiger als Plato, (*) welcher behauptete, man müste mit bösen Leuten umgehen, um sie kennen zu lernen und zu vermeiden, daß wir nicht in ihre Fehler geräthen. War das nicht eben so viel als sich in Gefahr setzen, gerade dasjenige zu thun, was man um deswillen erkennen lernen wolte, damit man sich desto besser vor dessen Ausübung möchte hüten können? War Plato versichert, daß alle vernünftige Menschen, denen er den Umgang mit den Bösen erlaubte, tugendhaft genug, standhaft genug, über sich selbst Meister genug, behutsam genug und aufmercksam genug waren, um die Laster stets zu verabscheuen, ob sie gleich unter Personen lebeten, welche dieselben nicht so sehr verhaßt, als sie es würcklich sind, vorzustellen, und ihnen einen angenehmen Schein zu geben wusten, der da vermögend ist, auch die ernsthaftesten und tugendhaftesten Hertzen zu verführen.

Wie viele traurige Beyspiele hat man nicht schon gehabt, und wie viele hat man nicht noch alle Tage, von gefährlichen Eindrücken, so man in

(*) Cognoscendi insani & mali sunt, tam viri quam mulieres; nihil tamen ex eorum dictis & factis vel agendum est, vel imitandum. Plato de Rep. Dial. 3.

in dem Umgang mit solchen Leuten empfängt, welche wesentliche Fehler unter einem äusserlichen tugendhaften Schein verstecken? Nicht die Personen, deren Laster in uns einen Abscheu erwecken, sind wegen ihres Umgangs gefährlich. Liebet man seine Ehre, so verachtet man sie; und ihre Reden sowohl als ihr Beyspiel sind uns eins wie das andere verhaßt. Ohne Zweifel redet Plato nicht von solchen Bösewichten, wann er will, daß man sie erkennen lernen soll; dann sie nur einen Augenblick zu sehen, ist schon genug um einen Haß gegen dieselben in uns zu erregen; Es ist eben so leicht ihr böses Gemüth zu mercken, als es natürlich ist, gegen dasselbe allen möglichen Abscheu blicken zu lassen. Sondern der Griechische Philosophe verstehet durch die Bösewichte, deren Gemütsart man untersuchen und ausforschen muß, diese Menschen, welche sich vor den Augen der Welt verstellen, dahin trachten, wie sie ihre strafbaren Handlungen mit dem Ansehen der Tugend bekleistern mögen, mit der Redlichkeit ihren Spott treiben und sich derselben bedienen, um das Laster beliebt zu machen. Plato mag hievon sagen, was er will, ich bin überzeugt, daß es gefährlich sey, wann man mit dergleichen Leuten umgehet, und ihre Gesellschaft weit mehr Nachtheil bringe als die allerstrengeste Einsamkeit.

Ist es jemanden in der Welt erlaubt, daß er die verborgensten Dinge des Hertzens gewisser Leute, die man im Verdacht hat, daß sie ein

böses

böses Gemüth haben, wissen will, so kan dieses einem Regenten nicht versagt werden, sintemahlen derselbe mitten unter seinen Hofleuten leben muß, die sich zu verstellen, und gantz anders, als sie in der That sind, zu scheinen, alle Mühe anwenden. Unterdessen ist diese Neugierigkeit vielen Prinzen schädlich gewesen, und hat sie um ihre Ehre und Tugend gebracht.

Ich werde kein Bedencken tragen, dieses als eine gewisse und allen Menschen überhaupt nützliche Regel vest zu stellen, daß man allen Umgang nicht nur mit denen, so man als Lasterhafte kennet, sondern auch mit solchen, die man deswegen in Vedacht hat, meiden müsse. Wäre es möglich, so möchte ich wohl wünschen, daß man nur solche Personen besuchte und nur mit dergleichen umgienge, welche sich den Ruhm ehrbarer Leute in der Welt erworben, und, wann ich mich so ausdrücken darf, **Proben ihrer Tugend** abgeleget haben.

Ich bin mit aller ersinnlichen Hochachtung ꝛc.

Lion, den . . .

Zum Beschluß wollen wir unsern Lesern den Inhalt einer wohl ausgearbeiteten Schrift, so vor kurtzem in Holland in öffentlichem Druck erschienen, mittheilen. Der Titul ist folgender.

Nouveaux Memoires pour servir à l'histoire de l'Esprit & du Cœur par *Mr. le Marquis d'Argens & Mademoiselle Cochois.* Tom. I. A la Hage. 8vo 1745.

In diesem ersten Theil ist alles enthalten, was den Verstand und das Hertz angehet. Zum Titul desselben hat Anlaß gegeben eine Geschichte oder Roman der Isabella Mendosa, geschrieben von der Mademoiselle *Cochois*, welche in einem darauf folgenden Briefe uns berichtet, daß dieses sinnreiche Frauen-Zimmer **eine Africanische Erzehlung verfertiget, worin es alle Regungen der grössesten Zärtlichkeit eben so lebhaft, als die Triebe der Eifersucht in einer Spanischen Erzehlung**, welche diesen Theil zieret, ausgedrücket hat; ins-

inskünftige aber willens ist in einer Französischen Erzehlung die Regungen der Löffeley abzuschildern, welches gewiß eine der weitläuftigsten Materien ist, die man sich vorstellen mag, und einem Schriftsteller der die Kürtze nicht so sehr als diese sinnreiche Verfasserin liebet, viele Bände ausliefern könnte. Gleichwie ich nun dergleichen zu lesen nicht gewohnt bin, also bekenne ich frey, daß ich die Africanische Erzehlung nicht einmahl gesehen, und überdas gehöret dieselbe nicht in diesen Auszug. Dieser Theil enthält 5. Stücke. 1) Verschiedene Betrachtungen über die Freundschaft von dem Herrn Marq. d' Argens. 2) Isabella Mendosa, eine neue Spanische Erzehlung, von der *Mademoiselle Cochois*. 3) Verschiedene Betrachtungen über die Critik, von dem Herrn Marquis d'Argens. 4) Einige Briefe, unter andern einen von dem Freyherrn von Spon, welcher dem Herrn Marquis Gelegenheit gibt, die Materie von dem leeren Raum abzuhandeln. 5) Endlich verschiedene Anmerckungen über die Natur der Luft, ihre Kraft und ihre Schwere, von eben demselben.

Bocacius, die Königin von Navarra nnd andere, welche neue Erzehlungen von der Art, wie der Isabella Mendosa, ihre ist, geschrieben, werden inskünftige nur als Lehrlinge betrachtet werden, und denjenigen, welche nach der Mademoiselle *Cochois* auftreten werden, wird es nur in so fern gelingen, als sie ihrem Muster folgen; Allein werden sie derselben wohl gleich kommen? Nein, diß kan auf keine andere Weise geschehen, oder man müste ihr Hertz und ihren Verstand besitzen. In dieser ganzen Geschichte kommt der Verstand überall dem Hertzen zu Hülfe, und dieses gibt jenem Gehör, eine jede roichtige Begebenheit wird mit Betrachtungen begleitet, welche aus dem Schooß der Tugend selbst herkommen. Zum Exempel, nachdem die Verfasserin pag. 74. einen Hoffstreich des Vaters der Isabelle, der seine Tochter und ihren Liebhaber, den Don Ramiro seinem Ehrgeitz aufopferte, erzehlet hatte, saat sie: er wolte gleichwohl, ob er schon dem D. Ramiro sein gegebenes Wort nicht gehalten, für einen ehrlichen Mann angesehen seyn.

Die

Die Tugend kommt so gar ehrvergessenen Leuten schätzbar vor, und es ist Niemand, der nicht wünschet, seine Fehler und seine Räncke mit dem Vorhang der Wahrheit zu bedecken. Die Sprache, die Ausdrückungen und Redens-Arten der Aufrichtigkeit sind in dem Munde eines Hoffmanns eben so gemein, als die Eigenschafften und Würckungen eben dieser Redlichkeit ihrem Hertzen unbekannt bleiben. Kan man einen Hoffmann wohl besser abschildern? Wann sie nachhero auf die Erklärung kommt, welche Mendosa dem D. Ramiro, daß er sich der Isabelle begeben müste, thut, und die Verwunderung, womit dieser letztere befallen wurde, erzehlet hat, so macht sie diese Betrachtung. Es finden sich so traurige Umstände, daß das niedergeschlagene Wesen des Hertzens plötzlich auch den Verstand einnimmt, alle beyde scheinen eins wie das andere unempfindlich zu seyn, dieweil der Schmertz, der sie überfällt, so heftig ist, daß sie nicht im Stande sind, öffentliche Merckmahle davon an den Tag zu legen. Es wird eine gewisse Zeit erfordert, um die Seele wieder in den Stand zu bringen, der ihr das Vermögen zu würcken lässet. Kan man die Würckungen der stärcksten Leidenschaft wohl besser ausdrücken? Ich weiß nicht, ob ich mich irre; aber mich deucht, daß eine Person, die eine so genaue Känntnüß des Hertzens und des Verstandes besitzt, recht darzu ausersehen sey, bey ihren Betrachtungen es bewenden zu lassen, ohne daß sie sich jemahls erkühne, denen Reitzungen der Liebe, welche vor sie nur voller Bitterkeit und Verdruß ist, Gehör zu geben, es sey dann daß sie einen Mann finde, der ein Hertz und einen Verstand besitzt, welche eben so wie der ihrige beschaffen ist. Allein das ist ein seltene Sache, ein Pönix, den keine Zeiten hervor bringen werden.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Berlin,
zu finden bey Joh. Jac. Schützen.
1745.

Beurtheilung
der
Menschen dieser Zeit,
oder
Briefe
über verschiedene Sachen,
herausgegeben
durch den Verfasser der Lettres Juives.

* *

Der Siebende Brief
Des Ritters D*** an den Grafen D***

Ich habe oft und vielmahl angemercket, wie wenig sich die Frauenzimmer angelegen seyn lassen, dasjenige mit allem Fleiß zu suchen, was doch ihr Geschlecht in Ansehen bringen könte; es scheinet vielmehr, als ob sie gerne versäumeten diejenigen Mittel anzuwenden, die ihnen behülflich seyn würden, diesen Vorzug zu erlangen, dessen sich die Manns-Personen über dieselbe angemasset haben. Dieweil sie mit den Vortheilen, so ihnen die Natur beygeleget hat, zufrieden sind, so bekümmern sie sich überhaupt wenig um die Vorzüge, welche ihnen die Staats-Klugheit und Besorguug öffentlicher Geschäfte verschaf-

fen würden. Sie sind damit vergnügt, daß sie über die Hertzen herrschen, ihr Ehrgeitz erstreckt sich nicht weiter, und sie haben ihre Absicht erreicht, so bald man sie liebenswürdig findet. Eben diese Gleichgültigkeit gegen alles was mit der Kunst, sich gefällig zu machen, nicht genau überein kommt, ist es, welche den Manns-Personen die erworbenen Rechte gegeben, alle die Bedienungen und Aemter, so den Staat und das Gericht angehen, zu bekleiden.

Wolten sich die Frauenzimmer auf Staats-Geschäfte legen, so weiß ich nicht, aus welchem Grunde man ihnen die Wissenschaft derselben untersagen könte. Die Manns-Personen haben sie von der Regierung nicht ausgeschlossen, wann ihnen die Geburth ein gegründetes Recht zum Thron ertheilete. Warum solten sie nicht von dem Augenblicke an, da sie Regentinnen seyn und ein Königreich regieren können, im Stande seyn, einer weit geringern und nicht so wichtigen Bedienung vorzustehen? Würde es nicht ungereimt seyn, wenn man behauptete, ein Mann seye fähig, König zu seyn und ein zahlreiches Volck weißlich zu regieren, aber er besitze nicht Wissenschaften genug, in dem gemeinem Wesen einen Bürgermeister oder Staats-Rath abzugeben? Ein in der That grosser Fürst muß in seiner Person alle die Eigenschaften zusammen bringen, welche am geschicktesten sind, sich bey seinen Nachbarn in Ehrfurcht zu setzen, die Ge-

setze zu handhaben, die öffentliche Ruhe zu erhalten und seine Unterthanen glücklich zu machen. Man verlanget an einer Königin, welche den Thron besitzt, eben die Gaben und Geschicklichkeit, als an einem Könige, und man hat viele Frauenzimmer am Ruder der Regierung gesehen, welche es dem Ruhm der grössesten Monarchen gleich gethan; es würde also unvernünftig seyn, wann man behaupten wolte, eben diese Frauenzimmer wären nicht geschickt, die Verrichtungen eines Staats-Secretarii oder eines Staats-Ministers zu verwalten.

Wären die Frauenzimmer aufmercksam, ihr Geschlecht berühmt zu machen, so hätten die Königinnen, welche, wie Elisabeth, weißlich regieret, eine Anzahl Frauenzimmer ausgesucht, die sie in ihren Staats-Geschäften würden gebraucht haben. Ich glaube, eine Fürstin würde von Leuten, so sich von allen Vorurtheilen befreyet, nicht können verdacht werden, wann sie an auswärtige Höfe Frauenzimmer sendete, die mit dem Titul einer Gesandtin versehen wären. Diß würde mir so gar sehr vortheilhaft vorkommen; und wann die Gesandtin mit ihrem Verstand auch zugleich eine ausnehmende Schönheit besässe, so würde sie oftmahlen die Staats-Geschäfte ihrer Gebieterin viel weiter bringen, als die Cardinäle d'Ossat und Polignac gethan, so grosse Unterhändler sie auch sonst mögen gewesen seyn. Es ist nichts

so fürchterlich, als ein Frauenzimmer, das Verstand besitzt, es ist so zu reden, unmöglich, daß man demselben entgegen seyn kan, es verführet zugleich das Hertz und den Verstand.

Ein geschickter Mann kan uns einen blauen Dunst vor die Augen machen und zu seinem vorgesetzten Zwecke bringen; oft aber giebt er sich vergebliche Mühe. Er überzeuget unsern Verstand umsonst, er gewinnet unser Hertz gar nicht, und aller seiner listigen Reden ungeachtet besitzen wir noch die Stärcke, daß wir uns ihm wiedersetzen. Allein so leichte kommen wir nicht davon, wann wir durch ein liebenswürdiges Frauenzimmer verleitet werden. Anstatt daß wir Mittel in unserm Hertzen finden, um unsern Verstand aufzuheitern, so lässet sich dieser letztere bald von dem Hertzen bethören, und die Regungen, wodurch unsere Seele beunruhiget wird, lassen ihr weder Zeit zur Uberlegung, noch Stärcke, der Neigung, welche ihn eingenommen, zu wiederstehen. Ein artiges und sinnreiches Frauenzimmer überzeugt uns unvermerckt. Wir bilden uns gerne ein, daß es jederzeit Recht habe; wir führen seine Anschläge unversehens aus, und wir werden verleitet, da wir noch glauben, wir haben nichts gethan.

Catharina von Medicis erkante vollkommen den Vortheil, den man von dem Frauenzimmer haben kan, sie hatte verschiedene an ihrem Hofe, deren sie sich mit sehr grossen Nu-

tzen bedienete, und ihr weit wichtigere Dienste leisteten, als alle Staats-Minister. Sie wuste vermittelst dieser schönen, reitzenden, Staats-Klugen, verschmitzten Frauenzimmer alle Geheimnisse ihrer Hofleute; Sie hatte Nachricht von allen Anschlägen, so man wieder ihr Ansehen machte, und setzte sich in Sicherheit gegen alle gefährliche Unternehmungen, so wohl der Hugonotten als der Papisten. Wozu hätten ihr dreyßig kluge Manns-Personen gedienet, um die Hofleute zu verführen? Sie würden diese nur aufmercksam und verschwiegen gemacht haben. Je mehr sie Verstand gehabt hätten, desto mehr würde man sich für ihnen gefürchtet haben; die Schönheit ihrer listigen Frauenzimmer aber raubte erst das Hertz und bald darauf wiche der Verstand denen Reitzungen, wodurch er verblendet wurde.

Catharina von Medicis bediente sich der Frauenzimmer, nicht nur in den Unterhandlungen und verworrenen Händeln des Hofes, sondern sie gebrauchte sich auch derselben mit grossem Nutzen, um die Herren, welche sie hatte gefangen nehmen lassen, in dem Gefängnüß zu behalten. Der Klügste unter den Frantzösischen Geschichtschreibern mercket an, daß sie sich mehr auf dieser ihre Reitzungen als auf die eisserne Gitter und Riegel verliesse. Die Königin, sagt Mezerai, hatte die Printzen von Bois de Vincennes nach dem Königlichen Pallast bringen lassen, und sie versicherte

sich derselben nicht nur durch Wachten, welche sie genau beobachteten, und durch doppelte eisserne Gitter, welche sie an die Fenster ihrer Zimmer hatte machen lassen, sondern auch die Reitzungen ihrer Frauenzimmer, in deren Cammer sie zu aller Zeit zu gehen, und sich den Verdruß ihrer Gefangenschaft durch diese angenehme Liebes-Bande zu vertreiben, Freyheit hatten.

Jedermann, der in der Geschichte bewandert ist, wird zugestehen, daß die Frauenzimmer zu allen Zeiten an den meisten wichtigen Begebenheiten viel Antheil gehabt. Unter den Regierungen Francisci I. und Heinrichs II. mischten sie sich in alle Staats-Geschäfte; zu den Zeiten Francisci II. Carls IX. und Heinrichs III. bedieneten sich derselben beyde Partheyen, welche den Staat beunruhigten, eine wie die andere, und diese Partheyen zogen hieraus, während der Minderjährigkeit Ludewigs XIV. grosse Vortheile. Die Frau von Chevreuse schaffete dem Cardinal von Retz grössern Nutzen, als alle Grossen, die ihm anhingen und ergeben waren. Endlich mag man die Staats-Geschäfte, welche von Frauenzimmern sind verwaltet worden, untersuchen, wie man will, man wird sehen, daß es mit mehrerer Spitzfindig- und Geschicklichkeit zugegangen ist, als wann sie von Manns-Personen sind geführet geworden.

Ein

Ein Gesandter kan alle mögliche Behutsamkeit gebrauchen, um den listigen Griffen eines andern Gesandten zu entgehen. Merckt der erste, daß ihm der letzte an Verstand, Wissenschaften oder an langer Uebung, Unterhandlung zu treiben, überlegen ist, so stehet es ihm ja frey, sich des Raths und Unterrichts anderer Leute zu bedienen, die er für klug genug hält, daß sie ihm in seinem Verhalten behülflich seyn können. Allein mit eben diesen Mitteln kan er gar nichts ausrichten, gegen die Reitzungen eines liebenswürdigen Frauenzimmers. Dasselbe zu meiden, ist der eintzige Weg, der ihn abhalten kan, daß er den Pfeilen der Liebe nicht gewonnen gebe, und doch kan eine Person, welche Amts wegen verpflichtet ist, nicht nicht nur das Frauenzimmer das er fliehen solte, zu besuchen, sondern auch mit demselben zu reden, dieses Mittel nicht gebrauchen. Einem Manne, der öffentlichen Staats-Geschäften vorstehet, ist es, wann ichs frey sagen darf, unmöglich, daß er seine Neigungen so starck bezähmen, und so genau auf sich Achtung geben kan, damit ein Frauenzimmer, das verschmitzt ist und sein Hertz schon eingenommen hat, über kurtz oder lang nicht einen Theil des Geheimnisses, welches dasselbe zu erfahren sucht, entdecken möge. Die Manns-Personen, so klug sie auch sonst sind, schwingen sich doch nur auf einen gewissen Staffel der Klugheit, den der Mensch nicht leicht übersteigen kan.

Diejenigen, welche behaupten, der Gebrauch, daß man den Frauenzimmern keine öffentliche Aemter zu verwalten gibt, seye sehr vernünftig, sagen, die Unbedachtsamkeit derselben sey hinlänglich genug, diese eingeführte Gewohnheit gut zu heissen und bey allen verständigen Personen zu rechtfertigen; Allein die Leute, welche dergleichen Reden führen, geben entweder nicht acht auf das, was sie reden, oder kennen die Frauenzimmer nicht genugsam. Hätten sie derselben Gemüths-Eigenschaften genau untersucht, so würden sie gefunden haben, daß sie verschwiegen seyn können, so bald sie für ihre Personen in eine Unterhandlung verwickelt sind. Die Frauenzimmer sind nur unbedachtsam in Sachen, woran sie keinen Antheil nehmen. In diesem Punct sind sie nicht so gewissenhaft und nachdencklich als die Manns-Personen, und es mag seyn, daß dieses aus einer Begierde zu reden oder aus einer natürlichen Neigung andern übels nachzureden, herrühre, so ist es doch gewiß, daß sie überhaupt in den Angelegenheiten anderer nicht behutsam genug sind; aber in dem, was sie selbsten angehet, halten sie die äusserste Verschwiegenheit.

Die Thaten, so die grösseste Heimlichkeit erforderten, sind durch Frauenzimmer ausgeführet worden. Die Liguisten in Franckreich such-

suchten vergeblich Mittel, Heinrich II. den Untergang zu bereiten. Dieser Printz, der von ihren Fallstricken, die sie ihm legeten, Nachricht hatte, war denselben jederzeit entgangen. Allein die Hertzogin von Montpensier, Schwester der Hertzoge von Guise, ließ diesen Anschlag ins Werck richten, so bald sie sich darein mischte. Sie verführete einen Münch unter dem scheinbaren Vorwandt der Religion und brachte ihn dahin, daß er das entsetzlichste Bubenstück unternahm, und die Heimlichkeit, so man dabey beobachtete beförderte hauptsächlich die Ausführung dieser Schandthat. Denen Spaniern würden ihre Anschläge, so sie wieder Heinrich IV. geschmiedet hatten, ohne Beyhülfe der Hertzogin von Verneuil nicht gelungen seyn. Die Geschichte liefert uns noch viele Beyspiele, welche die Gräntzen, so wir unsern Briefen gesetzt haben, zu erzehlen nicht erlauben. Ich werde mich also begnügen, das Beyspiel dieses Frauenzimmers, welches Gustavum Vasa erhielt und ihn denen Nachstellungen Christierns entzog, allhier zu erzehlen. Dasselbe hielt das Verhängniß dieses Printzen ungemein heimlich, ob es gleich aus keiner andern Ursache an dem, was ihn betraf, Antheil nahm, als aus Liebe zur Befreyung des Königreichs Schweden und aus Kummer, den es empfand, sein Vaterland unter dem Dänischen Joch unglücklicher Weise seufzen zu hören. Weder die Belohnung, welche es von Christiern hätte hoffen können, noch die Furcht, daß es möchte

entdeckt und als eine des Lasters der beleidigten Majestät schuldige bestraft werden, brachten dessen Standhaftigkeit ans Wancken. Es ist also offenbahr, daß man bey vielen Frauenzimmern eben so viel Verschwiegenheit antrift, als bey den Manns-Personen, so für die Klügsten gehalten werden.

Uber das macht man diese Einwendung, es seye dem Wohlstande zuwieder, wann man Frauenzimmer an auswärtige Höfe, um daselbst Unterhandlung zu pflegen, verschickte, und unanständig, wann man sie in solche Posten setzte, wo sie genöthiget wären, andere Personen vorzustellen. Ich gestehe, man würde sich denen durch eine lange Gewohnheit eingewurtzelten Vorurtheilen zufolge, ungemein verwundern, wann man sähe, daß ein Frauenzimmer bey einem Regenten Gehör erhielte; Allein die Vorurtheile machen nicht, daß eine Sache an und vor sich gut oder böse sey; sie geben derselben nur einen guten oder bösen Schein, und sie verursachen oft, daß wir tadeln, was gebilliget, und billigen, was getadelt werden müste. Die Schwierigkeit, welche man wegen des Wohlstandes in Ansehung eines Frauenzimmers macht, das die Verrichtungen eines öffentlichen Gesandten verwalten solte, ist eben einer derjenigen Irrthümer, so durch die Vorurtheile sind eingeführet worden, und wovon man das Lächerlichste alsbald erkennet, wann

man

man nur die gesunde Vernunft gebraucht. Dann warum ist es wohlanständiger, wann ein Frauenzimmer öffentlich Gehör gibt, als wann es dasselbe von einer andern Person erhält? Stehet es besser, wann man unter einem Thron-Himmel stehet, als zur Seiten desselben? Ist mehr Ansehen nöthig einer Person zu antworten als mit derselben zuerst zu reden? Eine Regentin, welche Gesandten zum Gehör zulässet, mit denselben Unterhandlung pfleget, und endlich mit den Ministern ihres Hofes und mit denen so an sie abgeschickt worden, alle Verrichtungen, so der Königlichen Würde anhängig sind, verwaltet, stehet dieselbe nicht einem Amte vor, das sonst gemeiniglich den Manns-Personen zukommt? Warum verwundert man sich also darüber nicht? Dieweil die Gewohnheit diesen Gebrauch gebilliget hat. Sobald die Gewohnheit, daß Frauenzimmer öffentliche Aemter bekleideten, würde eingeführet seyn, so würde das, was anjetzo vielen Leuten ausserordentlich vorkommt, nicht mehr verwunderlich scheinen. Lassen sie uns dann gestehen, daß ich im Anfang meines Briefes mit allem Recht vestgesetzt habe, die Frauenzimmer liessen sich wenig angelegen seyn, diejenigen Mittel zu suchen, wodurch sie ihr Geschlecht berühmt machen könten, und mit Fleiß versäumeten, um demselben zur Wiedererlangung des Vorzugs, den ihnen die Manns-Personen abgelauffen, zu verhelffen, dieweil

unter

unter so den vielen Königinnen, welche weitläuftige Reiche regieret haben, keine eintzige sich hat einkommen lassen, Frauenzimmer an statt der Manns-Personen zu öffentlichen Bedienungen zu gebrauchen. Da sie sich mit dem grossen Glück, so sie hatten, begnügten, so bezeugten sie wenig Achtung gegen ihr Geschlecht; es scheinet so gar, als hätten sie dasselbe verächtlich zu machen gesucht, und es wäre leicht zu erweisen, daß unter der Regierung der Königinnen, die Manns-Personen weit mehr an der Regentschaft Theil gehabt, als wann Könige geherrschet haben.

Die tadelhafte Aufführung dieser Fürstinnen möchte ich gerne ihrer Eifersucht und Eigen-Liebe zuschreiben. Diese beyden Leidenschaften haben verursacht, daß die Regentinnen und so gar diejenigen, welche den grössesten Ruhm erworben, viele Fehler begangen. Wann ich zugestehe, daß die berühmtesten Frauen von der Eifersucht und den Thorheiten, so aus der Eigen-Liebe herstammen, nicht befreyet sind, so wird man vielleicht sagen: ich habe meinen Gegnern selbsten an die Hand gegeben, womit sie mich bestreiten könnten; Allein ich antworte, daß sie diese Fehler mit den Männern gemein haben. Die grössesten Helden waren selbst nicht davon frey. Die Eifersucht des Cinna uud Marius setzte den römischen Staat in Feuer und Flammen, der Neid des

Cäsars

Cäsars und Pompejus war Ursache, daß die römische Freyheit zu Grunde gerichtet wurde. Man muß gar nicht fordern, daß man in dem Hertzen der Frauenzimmer nicht solche Leidenschaften antreffen dürfe, die allen Menschen anzukleben scheinen und bey den fürnehmsten Personen beyderley Geschlechts auf eine gleiche Art herrschen.

Um mich völlig zu überführen, daß die Manns-Personen mit Ausschliessung der Frauenzimmer zu grossen Ehren-Aemtern müssen gebraucht werden, müste man erst erweisen, daß diese dieselben nicht gehöriger massen versehen können. Die Erfahrung lehret das Gegentheil, sintemahl Fürstinnen ihre Regierung eben so berühmt gemacht, als wohl die grössesten Printzen nicht gethan haben. Es würde über das sehr rathsam seyn, wann man untersuchete, ob sie Leidenschaften hätten, wovon die Manns-Personen befreyet wären. Wann man das menschliche Hertz kennet, so ist man überzeugt, daß die Seele sich nicht nach dem Geschlechte richte und auf eine gleiche Art durch die Leidenschaften bewegt werde, die äusserliche Gestalt des Gefässes, das sie in sich fasset, mag beschaffen seyn, wie sie wolle. Es ist die Verschiedenheit des Temperaments, der Erziehung und der Vorurtheile, und nicht die Verschiedenheit des Geschlechts, welche die Stärcke der Leidenschaften ausmacht.

Ich bin mit vieler Hochachtung.

Paris, den ===

Beschluß des vorigen.

Die Betrachtungen des Herrn Marquis d'Argens über die Freundschaft, sind mit dieser Zärtlichkeit und Artigkeit der Gedancken geschrieben, die man schon an ihm gewohnt ist. Nach dem er alles, was die alten und neuern Schriftsteller vor und wieder die Freundschaft gesagt, erzehlet hat, so erkläret er sich für das Glück, so dieselbe verschaffet und ihm sehr wesentlich vorkommt. Mit einem Wort, er reitzet uns gleichsam, mit einem solchen Mann in beständiger Freundschaft zu stehen, der von einer der Glückseeligkeiten des Lebens so richtige Begriffe heget.

Die verschiedene Betrachtungen über die Critik werden mit so vieler Richtigkeit als Billigkeit begleitet. Der Verfasser gibt einen Begriff der wahren Critik, und Regeln, denen man in derselben folgen muß. und zeiget weitläuftig wie elend die Unwissenheit, der Neid, und die Eigenliebe sich derselben zu bedienen pflege. Die Enge des Raums, den wir haben, hindert uns, diese Materie, welche für die Gelehrten so wichtig und allhier mit so guter Ordnung und aller möglichen Richtigkeit abgehandelt ist, weiter auszuführen, es sey dann daß wir alle Kleinigkeiten der Beurtheilungs-Kunst des Herrn le Clerc, welches gewiß zuweilen verdrießlich ist, genau untersuchen wolten.

In der Untersuchung von dem leeren Raum, nimmt der Herr Marquis d'Argens die Meinung Cartesii an und vertheidiget sie mit vieler Scharfsinnigkeit wider die Anhänger Newtons. Er macht folgenden Schluß: "Ist es wahr, daß gar kein leerer Raum da, und derselbe "wie Aristoteles und Leibnitz geglaubet haben, der "Vernunft zuwieder ist; daß er zur Bewegung, wie Car-

"tesius,

"tesius, Rohaut, Regis, Malebranche und andere be-
"hauptet, nichts beyträget, und in der Erfahrung nicht
"gegründet ist, wie alle Philosophen vorgeben, welche die
"Möglichkeit des ledigen Raums leugnen, so muß man
"gestehen, daß Newton und alle seine Newtonianer
"vergeblich gerechnet, und ihre Rechnungen werden un-
"nütze, weil das Anziehen in dem Vollen nicht statt ha-
"ben kan und die Anhänger dieser Seckte dasselbe doch
"in dem leeren Raum herrschen lassen. Die Gestirne
"werden in ihren Kreißen durch eine Materie erhalten,
"in welcher sie wie ein Schiff im Wasser des Meers
"schwimmen, und nicht durch das Anziehen, das sie in
"einem unermeßlichen leeren Raum erhält."

Endlich die Anmerckungen über die Natur der Lufft, ihre Kraft und ihre Schwere, enthalten auf 16 Seiten, alles was man über diese wichtige Materie zum Unterricht diensames sagen kon, indem er auf eine angenehme Art und ohne Schulfuchserey alles, was die Alten und Neuern davon gedacht, und die Erfahrung dieser uns deßfalls für gewiß angegeben, erzehlet. Dieser Theil endiget sich mit einem Brief, den ein Mit-Glied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London an den Herrn Marquis d'Argens geschrieben, um diesen dahin zu bringen, daß er denen thörichten Reden derjenigen, welche seine bishero mit vielem Fortgang angewendete Bemühungen, um aus der Mademoiselle Cochois eine der vollkommensten Philosophinnen zu machen, auf eine boßhafte Weise haben auslegen wollen, kein Gehör geben möge. Ich würde Sie nicht für einen Philosophen halten, sagt dieser Gelehrte, wann Sie sich durch einige Verdrießlichkeiten den Muth benehmen liessen, die sie hätten ausstehen können. Wie wäre es müglich, daß sie sich durch einige abgeschmackte Schertzreden von aller ihrer Vernunft abbringen liessen? Kan ihnen wohl unbekant seyn, daß sich der Neid allemahl an der Geschicklichkeit

reiber,

reibet, dieselbe verfolget und die Unwissenheit in Ruhe lässet. Diese Betrachtungen sind so billig und richtig, daß sie einen so aufgeweckten und scharfsinnigen Kopf unfehlbar einnehmen müssen; und die gelehrte Welt wird sich ungemein erfreuen, wann sie durch eine Fortsetzung der Lettres Philosophiques & Critiques der neuen Philosophin und der Memoires, deren erster Theil vernünftigen Lesern ein völliges Vergnügen gegeben, davon Versicherung erhält.

Berlin,
zu finden bey Joh. Jac. Schützen.
1745.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/104
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Beurtheilung
der
Menschen dieser Zeit,
oder
Briefe
über verschiedene Sachen,
herausgegeben
durch den Verfasser der Lettres Juives.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Achte Brief
Des Grafen D*** an den Ritter D***

Ohne allen Zweifel trieben sie ihren Schertz, als sie haben beweisen wollen, daß es nur ein belachenswürdiges Vorurtheil wäre, so da verhindern könte, die grössesten und wichtigsten Bedienungen den Frauenzimmern anzuvertrauen. Die Gründe, welche sie, ihre Meinung zu behaupten, anführen, kommen mir, ob sie schon wohl ausgedacht sind, sehr seichte vor. Sie thun anfänglich Meldung einiger höhern Eigenschafften, welche den Frauenzimmern mit Ausschliessung der Manns-Personen gantz allein eigen wären, und machen daraus einen Schluß, daß jene alle

die Gaben und Geschicklichkeit besitzen, welche diejenigen, so die höchsten Ehren-Aemter bekleiden, an sich haben müssen. Nehmen sie sich in acht, daß dieses Urtheil, so sie von den Frauenzimmern fällen, keine schlimme Folgen nach sich ziehe; Sie können sich desselben höchstens bedienen, um vest zustellen, daß die Frauenzimmer einige Eigenschafften, so zu Führung öffentlicher Geschäfte nöthig sind, besitzen. Man wird ihnen antworten: daß, da die Anzahl derjenigen, so denselben abgehen, weit beträchtlicher ist als die Anzahl derer, welche sie würcklich an sich haben, daraus folge, man müsse gewisse Bedienungen ihnen mit Ausschliessung der Manns-Personen gar nicht überlassen, als welche letztere einige ihrer natürlichen Gaben und Geschicklichkeiten würcklich nicht an sich haben, sondern derselben weit mehrere als die Frauenzimmer, und über das noch viele besitzen, ohne welche man niemals in Staats-Geschäften fortkommen kann.

Zum Beweis, daß keine Bedienung sey, die ein Frauenzimmer nicht bekleiden könne, führen sie die Königinnen an, welche ihre Regierung berühmt gemacht, und behaupten, daß, weil der Thron durch ein Frauenzimmer würdiglich köste bekleidet werden, solches bey andern Aemtern ohne viele Schwierigkeiten zugehen müsse.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/106 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

müsse. Sie scheinen versichert zu seyn, daß es einem Frauenzimmer weit leichter ankomme den Verrichtungen eines Gesandten, als eines Regenten vorzustehen, weilen diese viel weitläuftiger und folglich auch viel wichtiger sind. Dieser Einwurff ist leicht zu widerlegen, und wann sie es nur wohl bedencken wollen, so werden sie darinn selbst mit mir übereinstimmen. Einige Regentinnen haben einen grossen Ruhm erworben, ich gestehe es; allein geben sie darauf wohl achtung, daß diese Fürstinnen Manns-Personen zu Ministern, zu Vertrauten und zu Freunden gehabt, und dieselben unter ihrer Regierung das Ruder führeten. Sie verrichteten alles durch ihre Anschläge und frugen die andern Frauenzimmer wenig um Rath; sobald sie denselben Gehör geben wolten, ist es ihnen allemahl übel bekommen. Die Königinn Elisabeth vertrauete sich niemahls einigem Frauenzimmer, und dadurch erhielte sie ihren Ruhm. Die Königinn Anna hingegen verlohr den ihrigen verschiedene mahl durch das Verfahren, wozu sie einige Frauenzimmer, denen sie allzuviel zutrauete, verleiteten.

Wären die Frauenzimmer im Staats-Rath, in welcher Gefahr würde nicht manches Land schweben? Ihnen ist bekannt, wie sehr sie sich durch ihre Leidenschaften einnehmen las-

sen, urtheilen sie also, wie sie diese Gelassenheit, diese Standhaftigkeit und gesetzten Muth haben könnten, die doch an einer Person, welcher aufgetragen ist, daß sie die Staats-Geschäfte eines Königreichs führen soll, schlechterdings erfordert werden.

Ein Eifersüchtiges Frauenzimmer ist alles zuthun vermögend, und man findet gar keines daß nicht Eifersüchtig wäre, oder es noch zuwerden, nicht einige Neigung hätte. Um ein Reich in Verwirrung und Unruhe zu setzen, würde es eben nicht nöthig seyn, daß ein Frauenzimmer dem andern das Hertz eines Liebsten streitig machte; Das Hertz eines Gemahls, dessen Wehrt bey dem schönen Geschlecht eben nicht so wichtig und groß ist, würde hinlänglich seyn, einen bürgerlichen Krieg zu erregen. Die Frauenzimmer suchen gar nicht aus Liebe zum Vaterlande, sich in Staats-Geschäfte zu mischen. Die unächten Weiber Francisci I. und seines Sohnes Heinrichs II. würden gerne die Hälfte des Königreichs haben verwüsten lassen, wann sie nur ihrer Eifersucht hätten ein Genügen thun und ihre Feindinnen ins Verderben stürtzen können.

Der Ehrgeitz, der Haß und die Zärtlichkeit sind die einzigen Triebfedern, welche die

Frau

Frauenzimmer regieren; sie sind gar nicht eifrig für das Vaterland, und diese männliche Tugenden, welche das eigentliche Wesen eines Staats-Ministers ausmachen, sind ihnen gantz unbekannt. Alle Beyspiele so sie angeführet haben, um zu zeigen, daß sie es den berühmtesten Manns-Personen gleich thun wollen, rühren aus einem dieser drey Grundsätzen her. Catharina de Medecis, deren Staats-Klugheit sie so sehr gerühmet haben, war eine gefährliche Frau, deren unersättlicher Ehrgeitz Franckreich beynahe gäntzlich ins Verderben brachte. Ihre Handlungen sahen weder auf die Liebe zum Vaterlande noch auf den Ruhm oder auf die Billigkeit. Sie that denen Frantzosen mehr übel, als Nero und Caligula den Römern; und ihre Hof-Damen welche sie, um zu ihren Zweck zu gelangen, gebrauchte, kommen mir eben so strafbar, als sie selbst, und als eben so schlechte Bürgerinnen vor, als sie eine böse Regentinn war. Die Heimlichkeit und Verschwiegenheit, welche sie an der Herzoginn von Montpensier loben, waren solche Laster, die aus einem abscheulichen Grunde herrühreten. Der Haß, welchen sie gegen Heinrich den III. gefaßt, und der den Untergang dieses unglücklichen Printzen beförderte, veranlassete sie, daß sie eine ziemliche Verstellung annahm, damit die Anschläge, welche sie vorhatte, wohl möchten ausgeführet werden. Die Eifersucht hatte bey der Herzoginn von

Verneuil eben diese Würckung, als der Haß bey der Herzoginn von Montpensier. Was das letztere Exempel angehet, welches sie zum Beweis der Verschwiegenheit der Frauenzimmer anführen, so muß man dieselbe der Liebe zuschreiben; und viele Geschichtschreiber reden von dem Frauenzimmer, welches Gustavum Vasa denen Nachstellungen Christierns entzog, als von einer Person, die sich in diesen Printzen verliebet hatte. Will man die Klugheit, die Verschwiegenheit und Tapferkeit loben, so müssen diese Eigenschafften aus einem guten Grunde herstammen, und nicht Folgen einer strafbaren Neigung seyn. Haben sie einen solchen Ursprung, so muß man als Laster betrachten die den Schein der Tugend annehmen, und auch wieder ablegen, wann sie eben dieselbe Ursache sich zu verstellen, nicht mehr haben.

Der Eigensinn ist ebenfalls bey den Frauenzimmern eine Quelle, woraus ihre meisten Handlungen herfliessen, selten überlegen sie dieselben. Wann sie nicht durch heftige Neigungen zu einem Entschluß gebracht werden, so ist es gar nicht die Vernunft, die sie leitet; sondern es sind Einbildungen, wovon sie selbst nicht einmal die Ursache wissen, und sich denselben unvorsichtiger Weise überlassen. Celimena besitzt Schönheit, Jugend und Verstand, sie weiß dieses alles und ihr natürlicher

Hoch-

Hochmuth wird dadurch vermehret. Man vermuthete, sie würde sich einen Gemahl erwählen, der ihr anständig wäre, allein alles was der Hof liebenswürdiges hatte, hat sie verachtet, und einen Menschen zum Manne genommen, dessen Gemüth eben so abscheulich als sein Leib heßlich ist. Die Liebe, hat an dieser so belachenswürdigen Wahl keinen Antheil gehabt, sie liebet ihn noch gar nicht. Der Eigensinn hat dieses Band geknüpfet, und was am meisten dabey zu bewundern, ist dieses daß es eben dieser Eigensinn in seiner Kraft erhält und Celimena mit einer kleinen Misgeburth, als mit einem Manne, den sie lieben würde, lebet.

Nähmet die Frauenzimmer an der Regierung des Reichs Theil, so würde ihr Eigensinn auf die wichtigsten Staats-Geschäfte Einfluß haben, und weil sie demselben indem, was sie am nächsten angehet, freyen Lauf lassen, wie könnte man hoffen, daß sie in solchen Sachen die nicht so sehr ihre eigene Personen betreffen, mehr Vorsichtig- und Behutsamkeit anwenden würden. Die wahre Klugheit ist eine Tugend, die unsere geringste Handlungen gehöriger massen einrichtet, und uns niemalen erlaubet, eine einzige derselben blindlings zu verrichten. Ein weiser Mann weiß, daß der geringste Fehltritt in den Staats-Geschäften von grosser Folge seyn kan; und was

anfänglich nur eine Kleinigkeit scheinet, wird oft ein grosser und, was noch mehr ist, ein unauslöschlicher Fehler. Leute von mittelmässigen Verstende können sich hüten, gewisse grobe Fehltritte zuthun, und um sich in acht zu nehmen, daß man nicht in viele Fehler gerathe, darf man nur natürlichen Verstand haben; aber um gewisse Dinge, die wir anfänglich nicht genugsam überlegen, vorher zu sehen, und Handlungen die uns beym ersten Anblick gleichgültig vorkommen und es doch in der That nicht sind, zu vermeiden, dazu gehöret eine genaue Einsicht und Klugheit, welche sich niemalen findet weder bey einem eigensinnigen und hitzigen Kopf, noch auch bey einer Person, welche nicht diese Geschicklichkeit mit der Vorsichtigkeit und Erkänntniß der Menschen verknüpfet.

Ich komme würcklich auf das, was sie von dem Vorurtheil, so die Frauenzimmer von öffentlichen Ehren-Aemtern ausschliesset, sagen. Sie glauben, dieses Vorurtheil ruhe auf schwachen Gründen, und ich bin vest versichert, daß diese Gewohnheit auf den deutlichsten Beweisthümern der Vernunft beruhe: Nichts würde so unanständig seyn als wann man gewisse Ehrenstellen mit Frauenzinmern besetzt sehen solte. Stellen Sie sich einmahl einen Obersten Staats-Minister vom weiblichen Geschlechte vor, so da Gehör ertheilet.

Der

Der Advocat, welcher Rechts-Sachen führet, siehet seinen Richter heimlich an, anstatt daß er auf die Vertheidigung seiner Sache dencken solte; und der Richter, welcher vielleicht von Schwachheiten nicht frey ist, lässet seine Blicke auf eine junge Raths-Person, die ihm nicht mißfällig ist, fallen. Sie werden vielleicht sagen, die Frauenzimmer, welche eine so wichtige Bedienung, als die eines ersten Präsidenten ist, bekleiden könnten, müßten von einem solchen Alter seyn, worinn die Leidenschaften schon ihre Stärcke verlohren. Allein ich antworte, daß sie, wann ich auch vor bekannt annehme, eine Obrigkeitliche Person vom weiblichen Geschlecht seye nicht mehr jung, doch die Schwierigkeit nicht aus dem Wege räumen werden; Dann hat sie allzu viel Jahre, so muß sie gewiß nicht soviel Aufmercksamkeit besitzen, als ihr Amt erfordert, und wann sie in einem solchen Alter ist, worinn sie die Jahre noch nicht drucken, so kann man nicht vor gewiß sagen, ob ihr Hertz vor den Pfeilen der Liebe gäntzlich in Sicherheit sey. Darf man wohl von einem Frauenzimmer fordern, was die grössesten und tapfersten Helden nicht haben, ausführen können? Diese haben sich vergeblich bemühet, den Schwachheiten der Liebe zu entgehen, sie sind gleichsam gezwungen worden, sich der Herrschafft dieses frechen Tyrannen zu unterwerffen. Alexander der Grosse, Julius Cäsar und Pompejus, haben

ihr

ihr nicht wiederstehen können. Diese Helden waren zwar noch nicht sehr alt, da sie die Heftigkeit der Liebe fühleten; allein wer kan uns versichern, ob sie unempfindlicher in diesem Punct würden gewesen seyn, wann sie länger gelebet hätten? Mithridat, welcher vierzig Jahre wieder die Römische Macht kämpffete, fand in seinem hohen Alter keine Hülfs-Mittel wieder die Liebe. Racine, hat die Gemüths-Art dieses Helden in folgenden Versen vollkommen wohl abgeschildert:

Toujours du même amour tu me vois enflammé.
Ce cœur nourri de sang, & de guerre affamé
Malgré le faix des ans & le sort qui m' opprime,
Traine partout l'amour qui l' attache à Monime.

** ** **

Nun wie du siehst, mein Freund, die Liebe
läßt mich nicht,
Kein Mensch ist so darauf, als ich es bin,
erpicht.
Dis kriegerische Hertz, das sonst nach Blut
sich sehnet,
Ist mehr als allzu starck an diesen Trieb ge-
wöhnet:

Das

Das Alter dämpfft ihn nicht, obgleich das
Schicksahl drückt,
Mich Helden ja wohl gar aus seinen Staa-
ten rückt:
Doch weiß ich keinen Ort, allwo es nicht em-
pfindet
Den Zug, ders unvermerckt an Monimen
verbindet.

Racine eignet dem Mithridat nichts zu, was ihm die besten Geschichtschreiber nicht vorher schon beygeleget haben, und dieser so grosse als unglückliche Printz behält so wohl in glücklichen als unglücklichen Umständen sein verliebtes und eifersüchtiges Wesen, welches dann verursachte, daß er verschiedene Grausamkeiten begieng. Haben also die berühmtesten Fürsten, ihres hohen Alters ungeachtet, der Liebe nicht entgehen mögen, wie wird sich ein verständiger Mann einbilden können, daß die Frauenzimmer, selbst diejenigen, welche ihres Alters wegen am verehrungswürdigsten scheinen durch diese alles bezwingende Gottheit nicht solten verführet werden? Endlich will ich zugeben, daß ein Frauenzimmer, welches ein gewisses Alter erreicht hat, keine Zärtlichkeit mehr empfindet und über sein Hertz eine ungemessene Herrschaft führet, jedoch aber
wird

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/115
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

wird man dadurch in dem Beweis, daß es ein öffenliches Ehren-Amt bekleiden dürffe, nicht viel weiter gekommen seyn; Dann wann diese Stelle von grosser Wichtigkeit ist, so muß das Frauenzimmer, so dieselbe verwaltet, erst seyn unterwiesen worden, ehe sie dazu gelanget, und vorher weit geringere Bedienungen bekleidet haben. Zum Exempel, damit es wann es die gehörigen Jahre erreicht, Präsidentinn möge seyn können, so muß es schon in seiner Jugend eine Räthin gewesen seyn. Finden sich da nicht eben dieselben Hindernissen, welche ich schon untersucht habe? Solten die Liebe, die Eifersucht, der Haß, der Wiederwille, die Unbeständigkeit, die Leichtsinnigkeit, endlich alle Leidenschaften, welche in dem Hertzen eines Frauenzimmers unbeschränckter Weise herrschen, nicht so fürchterlich seyn, in dem Hertzen einer jungen als einer bejahrten Obrigkeitlichen Person? Ich glaube, sie können mehr ausrichten in dem Hertzen der ersten, als in dem Gemüthe der letztern, dieweil das Alter die Leidenschaften dämpffet und sie folglich ausser Stand setzet, Schaden zu verursachen. Es ist also das Vorurtheil, welches die Frauenzimmer von Ehren-Aemtern ausschliesset, sehr vernünftig; und das Gesetz, so ihnen dieselben einräumen solte, würde nicht nur ungereimt, sondern auch höchst schädlich seyn.

Laßt

Laßt uns einmahl den Nutzen und Vortheil erwegen, welchen ihrer Meynung nach der Staat von den Frauenzimmern erlangen könte, wann man sie in Gesandschaft verschickte. Es ist gewiß, daß die Geheimnisse nicht sowohl bey denselben würden verwahret seyn, als bey den Manns-Personen. Die Vorsichtigkeit folget aus der Stärcke, die man besitzt, daß man die unbesonnenen Einfälle des Verstands und die Neigungen des Hertzens zu unterdrücken weiß; nun aber ist es unstreitig, daß die Frauenzimmer in diesem Stück weit mehr Schwachheiten an sich haben, als die Manns-Personen. Die Ursache davon ist sehr natürlich, sie haben eine ungemeine Begierde sich sehen zu lassen, welche ihnen nicht erlaubet, genau genug auf sich selbst Acht zu geben, daß sie nur gerade das sagen solten, was zu sagen nöthig ist. Sie herrschen so wenig über ihre Leidenschaften, daß es ihnen unmöglich fället, denselben zuwieder stehen zu können; sie folgen sogar unvermerckt denen Eingebungen, so sie von jenen bekommen, und der grösseste Theil ihrer Handlungen wird vollzogen, ehe sie ein-

mahl

mahl gemercket haben, ob dieselbe löblich oder tadelhaft sind. Wie würden sie sich enthalten können, dasjenige, was sie dencken, zu entdecken, besonders bey solchen Gelegenheiten, wo die Manns-Personen, die sonst am vollkommensten über ihre Neigungen gebiethen, sich zu verstellen, viele Mühe haben?

Die Kunst, hinter dem Berge zu halten, ist bey den Frauenzimmern eine unbekannte Sache, es sey dann, daß es auf die Entdeckung der Heimlichkeiten ihrer Liebhaber ankommt. Alsdann macht sie die Eifersucht aufmerckſam, und es scheinet, als ob sie eine andere Natur angenommen. Sie bedienen sich einer solchen List, welche uns bey Personen, so sonst den Regungen ihres Hertzens blindlings zu gehorchen pflegen, seltsam vorkommt. So bald aber dieser Eigennutz, welcher die stärckste Triebfeder ihrer Handlungen jederzeit ausmacht, ihnen nicht mehr zu Hertzen gehet, so sind sie von Natur unbedachtsam, unvorsichtig, und ausser Stande ihre Gedancken zu verbergen.

Die Eitelkeit ist auch noch eine Klippe, woran die Vorsichtigkeit eines Frauen-Zimmers, die sonst für die aller verständigste geachtet wird, Schiffbruch leidet. Ich solte wohl gerne glauben, das Vergnügen, welches die Frauen-Zimmer von sich spüren lassen, wann man sie wegen ihrer Schönheit bewundert, und der Verdruß, welchen sie empfinden, wann man sie für Heßlich hält, seyen solche Leidenschaften, die denselben von Natur ankleben, und nichts bey ihnen dämpfen kan. Ein Regente nun, welcher schiene, als achtete er die Schönheit eines Frauen-Zimmers, welches bey ihm etwas auszurichten hätte, überhaupt wenig, würde also auch wenig Gunst in ihrem Hertze finden, alles was er begehren möchte, würde entweder gefährlich oder unmöglich scheinen. Fünde er aber ein Gegentheil die Gestalt der Gesandtin liebenswürdig, so würde er bald mehr Gewalt über ihr Gemüth erlangen, als ein Fürst über dasselbe eines auswärtigen Ministers haben muß. Man kennet das schöne Geschlecht sehr wenig, wann man dencket, daß bey demselben nichts so groß sey als das Ver-

gnügen

gnügen, um gelobt zu werden, und noch weniger das gantze Gewicht des Amts eines Gesandten, bey dem weder Lob noch Tadel etwas ausrichten müssen. Die vornehmste und wesentlichste Eigenschaft eines Unterhändlers ist, daß er bey allem, was mit dem Nutzen seines Herrn keine genaue Verbindung hat, sich gleichgültig aufführen muß.

Ich bin mit vieler Hochachtung ꝛc.

Lion, den . . .

Berlin,
zu finden bey Joh. Jac. Schützen.
1745.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/120
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Beurtheilung
der
Menschen dieser Zeit,
oder
Briefe
über verschiedene Sachen,
herausgegeben
durch den Verfasser der Lettres Juives.

* *

Der Neunte Brief
Des Ritters D*** an den Grafen D***.

Es ist mir oft eingefallen, daß, wann die Menschen das Schicksal grosser Prinzen mit mehrerer Aufmercksamkeit, als sie wohl nicht thun, überlegeten, sie dieselben nichtmehr beneiden, sondern überzeugt seyn würden, eine Privatperson, die ein mittelmäßiges Vermögen besitzt, könne alles, worinn der grösseste Prinz sein Vergnügen findet, haben und eben dieselben Vortheile geniessen. Was ich hier vortrage, wird zwar vielen Leuten wunderlich und wol gar lächerlich vorkommen; unterdessen aber hat es doch damit seine völlige Richtigkeit, so bald man nur einiger massen darauf Achtung geben will.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/121 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

In dem Glück der Grossen muß man zwey Dinge wol erwegen; dieienigen, so lediglich ihrem Stande anzukleben scheinen, und die, so sie mit andern Menschen gemein haben, als die Gesundheit, die Stärcke des Leibes, den Verstand und die Geschicklichkeit. Alle diese Gaben der Natur besitzen die Armen so wohl als die Reichen, und es trägt sich oft genug zu, daß die ersten reichlicher damit versehen sind als die letztern. Man müste also allen Verstand verlohren haben, wann man wünschen solte, ein König oder Fürst zu seyn, weil mancher König, oder mancher Fürst, sich wohl befindet, Verstand besitzet und eben so schöne Wercke, als die Geschichts-Erzehlung Cäsars sind, verfertiget, da doch eine schlechte Privatperson, alle diese Eigenschaften ohne daß sie einmal ein Regente oder nur ein Edelmann seyn dürfe, an sich haben kann.

Es bleibet dann nichts mehr übrig, als daß ich untersuche, was es für Dinge sind, welche zur Glückseligkeit des Lebens etwas beytragen können, und aus dem Reichthum der Grossen herzufliessen scheinen. Ich will einen Grundsatz vest stellen, der zwar als eine schwer zu beweisende Meynung vorkommen wird; deren Grund aber mehr als zu gewiß und deutlich ist. Ich behaupte nemlich: **daß kein Bürger in Paris ist, der tausend Thaler Einkünfte hat, welcher nicht alle seine vernünftige Neigungen, so der grösseste Prinz haben mag, vergnügen könne.** Ich sage,

Vernünftige, dann alles was thöricht oder lächerlich ist, muß einen verständigen Menschen nicht reitzen; Also weil ein Prinz Thorheiten begehen könnte, ohne daß man ihn davon abzuhalten vermögte, so würde eine Privatperson als höchst unvernünftig betrachtet werden, wann sie das Glück eines Prinzen nur deswegen beneidete, damit sie das Recht haben mögte, eben dergleichen Thorheiten zu begehen. Wir wollen dann die Neigungen der achtbaresten Fürsten, die zur Glückseligkeit des Lebens das meiste beytragen, erwegen. Man kann sie in drey Classen bringen; Erstlich sind diejenigen, welche die Künste, hernach die, welche die Wissenschaften betreffen, und endlich diejenigen, welche aus der Liebe herstammen.

Ich setze voraus, das ein Pariser Bürger die Mahlerey liebt, und als ein Liebhaber derselben, auf die Stücke der berühmtesten Meister sehr erpicht ist. Ich sehe gar nicht, warum diese Neigung ihn eben zu dem Wunsch veranlassen solte, daß er gerne auf dem Thron des Königs Ludewigs XV. sitzen wolle, damit er eine grosse Menge von Gemälden, woran er seine Augen weiden möge, zusammen bringen könne. In den Kirchen sind viele Stücke der grössesten Mahler, die er sehen und betrachten kann, so lange und ofte er nur immer will. Die Luxemburgische Galerie, so Rubens, das Cartheuser-Closter, so Sueur, die Decken in den Gemächern zu Versailles, so le Brun, die Schildereyen, so Coregio, Paulus v. Ve-

rona, Titian, Raphaël verfertiget haben und in allen öffentlichen Zimmern der Königlichen Palläste zu sehen sind, stellen seinen Augen in Menge alles dar, was er nur wünschen mag. Allein, wird man sagen, er hat diese Schildereyen nicht in seinem Zimmer? Ey was! weil ein Mensch nicht in eben derselben Kammer worin er wohnet, hat, was er doch haben kan, so oft er aus derselben gehet, muß er sich deswegen als einen unglücklichen Menschen ansehen? Das giebt sehr wenig Verstand zuerkennen, wann man auf einen so besondern Eigensinn verfällt.

Von der Mahlerey wollen wir zur Bildhauerey fortgehen. Die Gärten des Königlichen Schlosses zu Paris und zu Versailles, sind an Bildsäulen mit unzählichen Schönheiten angefüllet. Diese Gärten stehen iedermann offen, und ein ieder ehrlicher Mann kan sich nicht nur daselbst mit spatzierengehen erlustigen, sondern auch, wann er die Künste so sehr liebet, daß er daselbst zeichnen will, so kan er es so frey verrichten, als wann er in seinem eigenen Garten wäre. Ich gehe noch weiter, und behaupte, daß in Europa wenig Regenten im Stande sind, die Liebe, welche sie gegen die Künste haben könnten, so leicht zu vergnügen, als es ein Pariser Bürger thun kann. Es findet sich in den Gemächern der Mahler- und Bildhauer-Academie, die iedermann offen stehen, zum wenigsten ein Gemälde von allen und ieden Mahlern, die sich in ihrer Kunst

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/124 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Kunst berühmt gemacht, und man trift auch allda die schönsten alten Stücke an, welche zu Rom und in andern Städten Italiens, nach den Urbildsäulen sind abgegossen worden. Der geringsten Privatperson stehet zu Paris alles, was Ludewig XV. nicht anders, als mit vieler Sorgfalt und Kosten hat zusammen bringen können, zu Diensten, ohne daß sie einen Stüber darauf verwenden darf. Eben diese Academie, giebt einem ieden der die Künste liebet, Mittel an die Hand um nach alten Gemälden, nach dem Leben oder nach den Rissen der grössesten Meister zu zeichnen, ohne daß er dem geringsten Aufwand, oder, daß ich noch mehr sage, der geringsten Beschwerlichkeit unterworfen ist.

Vorietzo wollen wir auf die Wissenschaften kommen. Zu Paris sind viele öffentliche Bibliotheken und der geringste Privatmann kann hingehen und die geschriebenen Bücher in der Königlichen Bibliothek nachschlagen. Diese Schätze der Gelehrsamkeit, welche mit so vieler Mühe und Fleiß sind gesammlet worden, stehen zu iedermanns Diensten. Es ist also nicht nöthig, daß man eben ein Fürst seyn muß, damit man eine grosse Menge gedruckter und geschriebener Bücher besitzen könne. Ich gebe zu, daß es einem gelehrten Manne sehr grossen Vortheil schaffe, wann er in seiner Studirstube gewisse Bücher hat, die er fast täglich gebraucht, und ihm sehr beschwerlich fallen würde, wann er allemal aus-

gehen

gehen und auſſer ſeinem Hauſe nachleſen müſte; Allein die Anzahl ſolcher Bücher iſt nicht groß, und ein Mensch mag eine Gattung des Studirens erwehlet haben, welcher er wolle, ſo bin ich verſichert, daß ihm fünfhundert Bücher mit der Beyhülfe, die er aus den öffentlichen Bibliotheken haben kann, genugſam ſind. Man darf eben nicht ſehr reich ſeyn, um ſich fünfhundert Bücher anzuſchaffen; Jedermann, der jährlich tauſend Thaler Einkünfte hat, kann in wenigen Jahren ſo viel auf eine dermaſſen geringe Bibliothek verwenden, ohne daß er ſich etwas abbrechen darf.

Die Liebe zur Muſic und zu den Schauſpielen iſt eine Neigung, welche eine allzugroſſe Verbindung mit den Künſten und Wiſſenſchaften hat, als daß ich hier nicht unterſuchen ſolte, ob eine Privatperſon wünſchen dürfe, deswegen ein Fürſt zu ſeyn, damit ſie dieſelbe deſto beſſer ſättigen könne. Vor dreißig Stüber ſitzt ein Pariſer Bürger in dem Luſtſpiel ſehr gemächlich in den zweyten Logen; Vor vierzig Stüber gehet er hin das Singeſpiel mit anzuſehen. Die Luſtſpiele, der Mohre, Goßin, Dupré und Dufresne genannt, ſind eins wie das andere zu ſeiner Beluſtigung verfertiget. Der Fürſt, welcher in dem Luſtſpiel auf den Erckern oder auf dem Schauplatz lacht und im Trauerſpiel ſich betrübet, empfindet nicht mehr Bewegungen oder Rührungen des Gemüths als der Bürger. Voltaire und Pyron arbeiten einer wie der andere vor alle Menſchen,

Menschen, sie suchen die Natur abzuschildern, und diese Natur herrschet über alle Stände. Dem Herrn Lulli gefiel es ungemein wohl, als er auf den Gassen Strassenlieder nach den Arien seiner neuen Singespiele absingen hörete, er wurde dadurch überzeugt, daß das Schöne und das Natürliche so gar von denienigen, welche am wenigsten geschickt scheinen, dieselben zu kennen, empfunden werde. Alles was Empfindung ist und heißt, ist in der Gewalt des Herzens, und alles was dem Herzen zugehöret, wird zwar von allen Menschen mehr oder weniger, vermöge der Stellung ihrer Glieder, aber allezeit zur Gnüge um dieselben zu rühren, empfunden.

Ehe ich untersuche, ob die Fürsten in der Liebe glücklicher sind als die Privatpersonen, will ich beyläufig nur ein Wort über die Gemächlichkeiten des Lebens, als welche ein Gefolge der Künste und Wissenschaften sind, sagen. Die Könige und grosse Herren haben weitläuftige und mit dem kostbarsten Geräthe ausgezierete Palläste. Ich frage nun, ob der ein vernünftiger Mensch ist, welcher sich einbildet, man schlafe besser und ruhiger auf einem Sammeten mit Gold gestickten, als auf einem Damastenen und mit Taffent von eben derselben Farbe gefütterten Bette, welches sauber und doch nicht so kostbar, lieblich anzusehen ist, und doch nicht allzusehr in die Augen fället? Ein artiges, helles, wohl angelegtes, mit Landschafts-Tapeten von tausend

Thalern, mit einigen Spiegeln, mit einem Marmorsteinernen Camin und Tisch ausgezieretes Zimmer, ist das nicht schön genug; und ist wohl zur Glückseligkeit des Lebens eine Reihe Zimmer nöthig? In dem Anfang dieses Briefes habe ich gesagt, daß, als ich vest setzen wolte, wie ein Bürger allen seinen Neigungen ein Gnügen thun könnte, ich darunter einen verständigen und vernünftigen Bürger verstünde. Wann sich also iemand einbildet, er könne, ohne Zehen mit den kostbarsten Tapeten versehene Zimmer zu haben, nicht leben, so werde ich ihn fragen, ob er wohl glaubet, daß er sie alle zehen auf einmal bewohnen könne? Antwortet er, nein, so werde ich ihn bitten, daß er mir sagen möge, was ihm die übrigen neune, wo er sich gar nicht aufhält, zu seiner Glückseligkeit nutzen. Sagt er mir, daß er sich freue, wann er sie zuweilen siehet, und dieselben dazu dienen, um die Augen zu ergötzen, so werde ich ihn versichern, daß ich diesen Vortheil alle Tage geniessen könne, und es nur bey mir stehe, ob ich täglich sechs Stunden in den Gemächern der Königlichen Palläste spatziren gehen will. Wendet er ein, er liebe diese Zimmer nur um des Vergnügens willen, daß er weiß, dieselben seyen sein Eigenthum, und gar nicht deswegen, weil er sich derselben nach seinem Gefallen bedienen könne, so werde ich ihn vor eben einen solchen Narren halten, als einen Geitzhals, welcher sehr glücklich zu seyn glaubet, wann er einen Schatz verwah-

rer,

ret und vermehret, den er doch in den äusserſten Nothfällen anzugreifen ſich nicht erkühnet, und der ihm nur um ſeiner Thorheit willen eben ſo unnütz iſt, als die Reichthümer des Thamas koulican.

Eine gute Mahlzeit iſt ebenfalls eine der Bequemlichkeiten, die nach der Meynung vieler Leute zur Glückſeligkeit des Lebens mit gehören. Ich könnte, wann ich nur wolte, behaupten, daß ihr Urtheil falſch ſey, und vielleicht würde es mir nicht ſchwer fallen, zu beweiſen, daß die Mäßigkeit denen Menſchen ſowol in Anſehung des Leibes als auch in Anſehung des unſterblichen Geiſtes, weit zuträglicher ſey, als der Ueberfluß in Eſſen und Trincken. Ich würde alsdann des Beweiſes, daß es ein Bürger in dieſem Punct einem Regenten gleich thun könne, überhoben ſeyn, dieweil ein vernünftiger Bürger, wovon ich eigentlich rede, an einem Fürſten nur ſolche Dinge, die in der That lobenswerth ſind, beneiden darf. Ueberhaupt aber, weil ſo viele Leute dencken, daß eine gute Mahlzeit eins der gröſſeſten Vergnügen des Lebens ſeye, ſo will abermal veſtſtellen, daß es ſehr leicht ſey, ſich in dieſem Stück zuvergnügen, ohne daß man eben ein Fürſt ſeyn müſſe. Ein Regente hat nur einen Mund und nur einen Magen. Wann er eine gewiſſe Menge Speiſe zu ſich genommen, muß er vom Tiſch aufſtehen, und man trägt vergeblich funfzig Gerichte auf. Der Bürger hat derſelben nur zwey, ſie

sind schmackhaft und er isset sie auf. Ein gemästet Huhn, ein schön Stück Rindfleisch, machen sein Mittagsmahl aus, und die acht und vierzig Gerichte, welche auf der Tafel eines Regenten erscheinen, würden ihm eben so wenig nutzen als einem Fürsten. Der Bürgerliche und Adeliche sind einander gleich in der Art der Verdauung. Derienige, welcher sechzehn Ahnen hat, muß eben so, wie der, welcher gar keine hat, so lange aufs Essen warten, bis sein Magen neue Speisen annehmen kann, und dieienigen erst verdauen, die er vorher zu sich genommen hat.

Nun sind wir auf den Punct gekommen, welcher macht, daß viele Menschen das Glück und den Stand der Fürsten wünschen; es ist also die Liebe, wovon ich anietzo reden will. Privatpersonen bilden sich überhaupt ein, die Fürsten würden viel leichter von den Frauenzimmern geliebet, als die andern Menschen. Dieser Irrthum gründet sich darauf, daß es wenig Frauenzimmer giebt, welche sich nicht um die zärtliche Liebe eines Regenten zu bewerben scheinen. Dieienigen, welche das menschliche Herz kennen, sehen sich wohl für, daß sie das Verhalten dieser Frauenzimmer, und den Anfang, welchen sie in der Liebe machen, nicht denen Regungen einer würcklichen Neigung, sondern gemeiniglich und mit Recht dem Ehrgeitz zuschreiben.

In der Liebe kommen mir die Fürsten als die allerunglücklichsten Menschen vor. Wollen

len sie nur ein wenig nachsinnen, so können sie niemalen gewiß seyn, daß sie warhaftig geliebet werden; Dann wer mag ihnen Versicherung geben, ob es nicht ihr Stand sey, den man liebet, ob es nicht ihr Reichthum sey, nach dem man strebet, ob es nicht die Hofnung auf Ehrbezeugungen und das Vergnügen, daß man ihnen mit der grössesten Hochachtung begegnet, ist, welche verursachen, daß sich ihre Liebsten dazu entschliessen? Wollen sie es nun dem Zufolge wol überlegen, warum bilden sie sich dann ein, daß sie ihr Glück solchen Ursachen die einer rechtschaffenen Liebe so sehr entgegen sind, zuschreiben müssen? Wollen sie etwa glauben, sie haben in diesem Stück ihrer Schönheit etwas zu dancken? Oft sind sie sehr übel, gestaltet und haben die allerschönsten Leute an ihrer Seite. Pochen sie auf ihren Verstand, es giebt Leute, die damit reichlicher als sie selbst, begabet sind. Verlassen sie sich auf die sorgfältige Bemühungen, welche sie sich geben? man kann in diesem Punct eben so eifrig seyn, und so gar mehr, als sie es in der That nicht sind. Es kann sie also nichts in der Welt des Herzens ihrer Liebsten versichern. Wollen sie untersuchen ob sie wahrhaftig geliebet werden, so ists fast nicht anders möglich, oder sie gerathen bey den stärcksten Regungen der Liebe in einen Zweifel, der einem Liebhaber erschrecklich und desto grausamer vorkommt, weil er sich dieselben niemals benehmen kann.

Dis

Dis ist also das traurige Schicksal der Fürsten, ie grössern Verstand sie besitzen, desto mehr müssen sie wegen der Neigung ihrer Liebsten, und wegen der Freundschaft ihrer Hofleute, einer wie der andere, in Ungewisheit schweben. Der Ehrgeitz sucht zu seinem Zweck zu gelangen, alle Manieren, die ihn am bequemsten vorkommen, dazu etwas beytragen zu können, Schwüre, Thränen, Gefälligkeiten, Liebkosungen und die Dienste selbsten machen demselben wenig Mühe; alles ist ihm gleichgültig. Er betrübet sich ohne Ursach, und nimmt ohne Grund eine fröliche Mine an. Dieweil er nur mit sich selbst beschäftiget ist, so weiß er sich auch nach allem, was mit seinem Eigennutz übereinkommt, zu bequemen. Kann wohl ein Fürst, so grossen Verstand er sonst besitzet, hoffen, daß er sich von den täglichen Fallstricken, so ihm derselbe leget, befreyen möge?

Eine schlechte Privatperson, hat weder bey ihren Freunden, noch bey ihrer Liebste dergleichen Verstellung, welche das Wesen allerderer, so an Hofe leben, ausmacht, zu befürchten. Wird sie geliebet, so ist sie überzeugt, daß sie diese Liebe weder ihren Reichthümern, noch ihrem Stande, oder ihrer Macht zu dancken habe. Sie geniesset die reinsten und unschuldigsten Früchte der Liebe und Freundschaft, dieweil sie weiß, daß ihr Glück einzig und allein der Gewogenheit ihrer Liebsten und der Aufmercksamkeit ihrer Freunde schuldig ist.

Ich bin mit der grössesten Hochachtung ꝛc.

Paris den . . .

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/132 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Der Zehende Brief.

Des Grafen D*** an den Ritter D***

Nichts ist auf eine Zeitlang so kurtzweilig, aber es wird auch nachgehends nichts so verdrießlich als der Umgang mit einem Narren, der sich einbildet, er besitze Verstand. Die niederträchtige und schlechte Sachen, so er mit einer verstellten Mine und lächerlichen Stimme vorbringet, haben etwas an sich, worüber man sich lustig machen kan. Bey einem jeden Wort, das er sagt, gefället er sich selbst, er lächelt sehr oft; er siehet die Personen, mit welchen er redet, an, mit einer Dreistigkeit, welche die gute Meinung, so er von sich selbsten heget, zu erkennen gibt; er thut den höchsten Ausspruch über Sachen, die ihm gantz unbekant sind; er redet von Leuten verächtlich, welche er doch wegen ihres guten Verstandes verehren solte, er gibt auf eine ziemlich plumpe Weise zu erkennen, daß er weit mehr Vollkommenheiten besitze als jene; Endlich bildet er sich gar ein, man halte ihn für einen grossen Mann, und verschaffet denjenigen, die ihn hören, eben dieselbe Ergötzlichkeit, als ein Lustspiel, worin man die Eigenschaften eines Narren, der da glaubt, er habe allen Verstand allein verschlucket, oder eines solchen, der blöden Verstands ist und sich doch einbildet, er sey ein berühmter Schriftsteller, abschilderte. Ein solcher Mensch würde uns die Zeit vertreiben, solte er aber die vornehmste Person des Spiels vorstellen, so würde er uns desto mehr Verdruß erwecken. Die Zuschauer würden bald einen Eckel beweisen gegen das lächerliche, welches nur so lange kurtzweilig, als er in der Eil obenhin angesehen, und durch die Schönheit und Vortreflichkeit anderer Personen verbessert wird. Eben so ist es in dem Umgang beschaffen. Die Reden eines Narren, der Verstand zu haben sich einbildet, belustigen uns nur in so fern, wann sie nicht lange dauren, und Gespräche eines scharfsinnigen Menschen darauf folgen, welche alsdann die tummen Streiche und Thorheiten, worüber man einige Augenblicke zuvor gelachet hat, gantz und gar aus dem Gedächtniß verbannen.

Cliti-

Clitiphon tritt in ein Zimmer, er fängt an zu reden; jedermann schweigt und gibt seiner erhabenen Stimme Raum; man möchte sagen, sie wäre gleich einem Donner. Vergeblich dürfte sich jemand bemühen, ihn in seinen Reden zu stöhren, ich versichere, er würde gar nicht angehöret werden. Clitiphon spricht von einem Werke, wovon er nur die Hälfte des Tituls kennet, er sagt, es sey schlecht oder gut, nachdem ihm ein blinder Zufall der Wörter schlecht oder gut in den Mund leget. Er lobet die Verse des Arists; alsdann wird er erst recht kurtzweilig. Er redet von der Dichtkunst, ohne daß er einmal den geringsten Begriff von den ersten Regeln derselben hat. Hernach wird aus ihm ein Physicus, ein Metaphysicus, ein Geschichtschreiber, und er bekleidet diese verschiedene Aemter mit eben der Klugheit und Verstand, als der ruhmredige Soldat des Plauti die Verrichtungen eines obersten Befehlshabers eines gantzen Kriegsheers. Clitiphon, weil er über den Sieg, welchen er über seinen Wiedersacher erlangt zu haben glaubet, vergnügt ist, und eben dadurch, daß er alle die grosse Fähigkeit seines Verstandes sowohl an den Tag gegeben, hochmüthig geworden, bemühet sich in einem andern Hause neue Siegeskräntze zu verdienen. Er gehet also weg, und man lacht über ihn: wär er länger da geblieben, so würde man ein ernsthaftes Wesen angenommen, bald gegähnet, endlich die Flucht ergriffen, und ihm Platz gemacht haben. Nichts kommt mir härter und beschwerlicher vor, als wann man gleichsam genöthiget ist, täglich mit Narren, welche ihre Dummheit mit dem Unverstand so artig zu vereinigen wissen, umzugehen. Ich möchte lieber allen Herrlichkeiten, allen Reichthümern absagen, um nur diesem Verdruß zu entgehen. Die stilleste Einsamkeit, ich möchte wol sagen, der Todt selbsten, kommt mir nicht so abscheulich vor, als der Umgang mit dergleichen Leuten, welche die Plagen der Gesellschaft sind, in deren Ermangelung das menschliche Leben lauter Unlust mit sich führet. So traurig es auch sonsten scheinet, wann man ohne Unterlaß sich selbst gelassen ist, und allen Menschen absaget, so wolte ich

doch

doch lieber ein Einsiedler werden, ohne Beruf in den Mönchsstand treten, und mich in der greulichsten Wüste aufhalten, als täglich mit Leuten umgehen, welche alle Annehmlichkeiten des Lebens in Bitterkeit verwandeln. Ich betrachte sie als Wilde, die mir aus vielen Dingen bestehende Essen vorsetzen, um meine Lust zum Essen zu vergnügen. Die Narren, breiten durch den Verdruß, welchen sie verursachen, ein gewisses Gift über das Gemüth aller derer aus, so mit jenen umgehen, welches dasselbe in die äusserste Trägheit stürtzet. Je mehr Verstand man besitzet, desto weniger kan man den Anfällen dieses Gifts wiederstehen.

Gewisse Leute sind nicht stets durch einerley Thorheiten in der Gesellschaft unerträglich: Einige sind es um ihres Übermuths willen, andere um ihrer Grobheit willen, und es finden sich auch solche, die sich durch ihre Unvorsichtigkeit verhaßt machen.

Dorant redet beständig und allemal nur von sich selbst, oder von dem, was ihn angehet. Er glaubt, er seye darzu gemacht, daß er allen Frauenzimmern gefallen müsse, er wird keine derselben gewahr, oder er wirft verliebte Blicke auf sie, grüsset sie auf die freundlichste Weise, will sie umarmen, küsset ihr die Hand entweder mit gutem Willen, oder mit Gewalt. Redet man von Jagdsachen, Dorant unterbricht das Gespräch, damit er nur seine Hunde und Jäger loben möge. Er spricht über eine gantze Stunde von einem Engelländischen Pferde, welches er vor zwey Tagen gekauft. Wird von persönlichen Verdiensten, von der Abkunft und andern guten Eigenschaften gesprochen, Dorant streicht sich selbst heraus. Er theilet das Geschlechtregister seines Hauses mit, er tantzet, er singet, er fechtet, er sagt zugleich Verse her, um seine Geschicklichkeit, womit er begabet ist, zu zeigen.

So beschwerlich auch sonsten Dorant seyn mag, so ist er es doch nicht so sehr als Ergast, welcher nichts anders als Grobheiten ausstosset. Er will über alle diejenigen, mit welchen er Umgang pfleget, den Vorzug haben, er glaubt, daß er sich durch abgeschmackte und unanständige

Scherz-

Scherzreden besonders hervor thue, er bekümmert sich sehr wenig darum, ob er die ehrlichsten Leute beleidiget, wann er nur einige grobe Thorheiten, die er für artige Schwäncke hält, vorbringen mag. Er bildet sich ein, die Verwirrung derjenigen, welche er anredet, komme daher, weil es ihnen schwer falle, sich gegen die Stichelreden, womit er sie angreift, zu verantworten, und merket gar nicht, daß es nicht anders seyn kan, oder es muß einen artigen Menschen ungemein kräncken, wann er sich gezwungen siehet, den abgeschmackten Scherz eines Narren zu erdulden. Ergast, welcher andere nach sich selbst beurtheilet, glaubt jederzeit, man wolle seiner spotten. Die deutlichsten Sachen kommen ihm zweydeutig vor, den sinnreichsten Scherz achtet er für Schimpfworte, die Lobsprüche, so man schätzbaren Personen beyleget, betrachtet er als heimliche Verweise, die man ihm wegen seiner schlechten Eigenschaften gibt. Sein Stolz und seine Eigenliebe machen ihn bey dem gantzen menschlichen Geschlechte verhaßt.

Es gibt auch Narren, welche, ohne daß sie übermüthig, oder grob sich aufführen, in der Gesellschaft doch eben so schädlich sind als die Ersten. Die Begierde, welche sie haben, bey allen Gelegenheiten Verstand zu zeigen, macht sie unbescheiden, und ihre Unbedachtsamkeit verursachet andern einen grausamen Verdruß. Das geringste Wort, so man redet, wird von ihnen wiederholet, vergrössert, und auf eine andere Weise ausgeleget. Diese Leute sind die Quelle, woraus die Streitigkeiten unter Freunden, die Zänckereyen unter Verwandten, die Trennungen zwischen Verliebten, die Feindschaften unter Gelehrten, die Uneinigkeiten unter Obrigkeiten, die unrichtigen Meinungen unter Personen, die sich einander nur von Ansehen kennen, entstehen. Verbannen sie diese Art Leute, die nur zum Unglück des menschlichen Geschlechts gebohren sind, sie bringen dadurch alles aus der Gesellschaft, was sonst die Annehmlichkeiten derselben vergiftet, sie werden dieselbe so einrichten, wie sie seyn muß, und so wie sie würklich bey denjenigen Personen ist, welche so glücklich sind, daß sie von denen so mit ihnen umgehen, nichts zu befürchten haben.

Die Fortsetzung folget künftig.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/136 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Beurtheilung
der
Menschen dieser Zeit,
oder
Briefe
über verschiedene Sachen,
herausgegeben
durch den Verfasser der Lettres Juives.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Beschluß des Zehenden Briefs.

Die grösseste Annehmlichkeit in der Gesellschaft ist die Unterredung. Dieselbe kan weder lebhaft, noch vortheilhaftig, oder lustig seyn, wann diejenigen, welche dieselbe ausmachen, sich einander ihre Gedancken nicht mittheilen dürfen. Wie kan der Geist sich frey heraus lassen, wann er sich alle Augenblick Gewalt anthun, seine Gedancken verbergen, sich nur zweydeutig ausdrücken, und beständig darauf acht geben muß, damit er seine Einfälle, die sonst überaus angenehm, ihm aber dürften übel ausgeleget werden, zurück halte? Endlich, wie kan der Geist würcken, wann man denselben in Bande leget, und wann ihn die Furcht in einem steten Zwang hält? Er ist unterdessen das Wesen der Unterredung; Ohne denselben verliehrt sie nicht nur ihre Lebhaftigkeit, sondern sie wird auch bald unerträglich. Welcher verständiger Mensch bedauret nicht den Verlust der Zeit, welchen er hat, wann er viele Stunden mit Reden zubringen muß, ohne daß er den geringsten Nutzen oder das geringste Vergnügen daraus schöpfen kan? Ist wohl etwas abgeschmackters, als wann man einen gantzen Nachmittag

hinbringet, sich mit läppischen Reden zu unterhalten, und ist man nicht in der Verwirrung, welche Moliere so schön abgeschildert hat?

Il faut suer sans cesse à chercher que lui dire,
Et la steriiité de son expression
Fait mourir à tout coup la conversation,
En vain, pour attaquer son stupide silence,
De tous les lieux communs vous prenez l' assistance;
Le beau tems, & la pluïe, & le froid, & le chaud
Sont des fonds qu' avec elle on epuisse bientôt.

Du magst auch noch so sehr dich, martern, quälen, schwitzen,
Um mit demselbigen, was nützliches zu sprechen,
Die Mühe ist umsonst, es kan dir diß nicht nützen,
Sein leerer Ausdruck wird diß alles unterbrechen,
Nimm deine Worte her, vom schönen Wetter, Regen,
Von Kälte oder Hitz, und such ihn zu bewegen,
Den Mund nur aufzuthun, es wird vergebens seyn
Die Worte fehlen ihm, sie seyn noch so gemein.

Dennoch muß man sich mit der Kälte, mit der Wärme, mit dem schönen und heßlichen Wetter behelfen, damit man in einer Gesellschaft, worin man die Unbesonnenheit gewisser Leute fürchtet, nur etwas zu reden habe; und wo man ja noch von andern Dingen Meldung thun darf, so muß es doch mit einer solchen Vorsichtigkeit geschehen, welche sechs Worte nach einander auszusprechen, nicht erlaubet, ohne zu befürchten, man möchte etwas gesagt haben, daß uns einige Verdrießlichkeit zuziehen könte. Diese Unterredungen und Gesellschaften, wobey der Zwang herrschet, sie mögen auch sonst so vernünftig seyn als sie immer wollen, möchte ich wohl mit den Ausgaben der Wercke gewisser alten Schriftsteller, welche man mit Lücken drucken lässet, und in denen man unter dem Vorwand der Sittsamkeit die schönsten Stellen unterdrückt, vergleichen. Diese Schriften, so vortreflich

treflich sie auch sonst seyn mögen, verliehren drey Viertheil von ihren Werth; sie zeigen uns nicht mehr, weder den Verstand des Horatz, noch die Lebhaftigkeit des Ovids, noch das Feuer des Tibulls, sondern nur einige Funcken der natürlichen Fähigkeit dieser grossen Männer. Unbesonnene Menschen sind in dem Gespräch und folglich der Gesellschaft eben so schädlich, als es die scheinheiligen Herausgeber denen Lesern sind, die sich ihrer Ausgaben bedienen.

Die Unbescheidenheit an den Narren ist ein nothwendiges Gefolge des Hochmuths, könte man ihnen die Begierde welche sie haben, daß man sie für verständige Leute ansehen soll, vertreiben, so würde man sie bald bescheiden machen, und sie würden gäntzlich aufhören unvorsichtig zu seyn. Man siehet Leute, welche, weil sie sich von der gesunden Vernunft, ohne daß sie viel Verstand besitzen, leiten lassen, im Umgang sehr artig sind. Gleichwie sie sich hervorzuthun nicht suchen, also schweigen sie ungemein gerne, und da ihre Einbildungskraft ihnen keine grosse Menge Gedancken und Denckbilden ausliefert, so hören sie andere und überlegen alles wohl, ehe sie denselben antworten. Das Mißtrauen, so sie in sich selbsten setzen, macht sie in ihren Gesprächen aufmercksam, und wann sie nichts sinnreiches vorbringen, so sagen sie doch auch nichts, was zu schaden vermögend wäre. Es ist ein sehr grosser Irthum, wann man glaubt, daß nur Leute von grossem Verstand zum Umgang geschickt seyn. Die gesunde Vernunft ist dem gesellschaftlichen Leben weit nützlicher, als der Verstand. Das erste ist der Grund einer guten Gesellschaft, ohne dieselbe kan sie niemahls bestehen. Das zweyte ist nur die Zierde desselben. Drey vernünftige Personen von sehr mittelmässigen Verstande werden ungemein friedlich mit einander leben; drey Menschen, welche Wissenschaften besitzen, und entweder Mangel angehöriger Beurtheilungskraft, oder einen Fehler des Gemüths an sich haben, werden bald einen tödtlichen Haß auf einander werfen, und wann sie genöthiget sind, beysammen zu leben, so werden sie

weit mehr zu beklagen seyn, als ob sie ohne Verstand beysammen wären, dieweil sie diesen Verstand nur einer dem andern zum Schaden anwenden.

Könte man viele Leute bereden, daß man dann erst in der Welt hochgeachtet wird, wann man die Vernunft mit den Eigenschaften des Hertzens verknüpfet, und daß ein scharffsinniger Verstand eben nicht nöthig sey, um vor den Leuten in Ansehen zu kommen, so würde man viele Narren sehen, welche ihre Thorheit ablegen, und weil sie sich nicht über ihren Begrif versteigen wollen, nicht mehr von solchen Dingen, die sie nicht verstehen, reden, sich durch ihr einbildisches Betragen, durch ihre lächerliche Aussprüche, durch ihren abgeschmackten Schertz, und durch ihre eben so elende als beleidigende Possen nicht mehr unerträglich machen würden; Allein es ist keine Hofnung übrig, daß man dazu gelangen könne, um gewisse Leute von einem Vorurtheil, das der Gesellschaft so schädlich ist, loßzumachen. Unter allen Kranckheiten ist die unmäßige Begierde, daß man gern ein scharffsiniger Kopf heissen will, am allerwenigsten zu heilen. Dieselbe herschet auf eine gleiche Art unter allen Völckern, dieweil sie aus der Eigenliebe, welche der menschlichen Natur anklebet, ihren Ursprung hat. Man thut unrecht, wann man die Franzosen beschuldiget, daß sie diesem Fehler mehr als andere Völcker unterworfen sind. Die Spanier, die Italiäner, die Teutschen, streben nach Verstand; die Russen, ob sie gleich in einem ziemlich kalten Erdstrich wohnen, suchen den falschen Schein und wollen artige Sachen vorbringen. Die Liebe zu scharffsinnigen Worten und Schertzreden, hat vielleicht eben so viel Köpfe in der Mitternächtigen als in der Mittägigen Gegend verdorben.

Wir bilden uns in Frankreich ein, daß wir einzig und allein gewissen Beschwerlichkeiten bloß gestellet sind, und gewisse Fehler an uns haben. Wo wir aber öfterer, als wir wohl nicht thun, mit den Ausländern umgiengen, so würden wir alles bey denselben antreffen, was wir nur bey uns im Schwange zu seyn gedencken. Es gibt

unter

unter dem sechzigsten Grad eine Gattung Affen, welche von aussen eine menschliche Gestalt haben, und von uns in Frankreich Petits-Maitres genannt werden. Die Luftsprünge, welche sie machen, sind ein wenig plumper; die Kopf-Wendungen nicht so hurtig, und die Blicke nicht so lebhaft; Allein ein so geringer Unterscheid verlohnt der Mühe nicht, daß er in Betrachtung gezogen werde. In eben demselben Lande gibt es vermeinte scharfsinnige Köpfe, welche die gesunde Vernunft nicht besitzen, Leute, welche glauben, sie seyen die schönsten, ob sie gleich die heßlichsten sind, und ein gut Theil des Tages zubringen, um sich in dem Spiegel zu besehen. Endlich trift man daselbst an das vollkommene Bild der Gecken und Narren, welche der Hochmuth bey uns in Uberfluß hervorbringet, und man siehet auch daselbst verständige und sehr achtbare Leute, wie wir dergleichen in Franckreich sehen. Die Verschiedenheit der Himmelsgegend und des Erdstrichs ändert niemahlen weder die Fehler, noch die Tugenden der Menschen; sie stellet dieselben nur in einer ein wenig veränderten und verdeckten Gestalt vor. So bald man sie genau zu betrachten anfängt, so gleich erkennet man dieselben, und man findet an ihnen mehr Gleichheit, als man hätte dencken sollen.

Ich bin mit aller erdencklichen Hochachtung. ꝛc.

Lion, den . . .

Der Eilfte Brief

Des Grafen D*** an den Ritter D***

Dero letztes Schreiben über das Glück, welches eine schlechte Privatperson geniessen kann, ohne daß sie Mangel leide an solchen Dingen, die gemeiniglich verursachen, daß

man nach Hoheit und Reichthum trachtet, hat mir Gelegenheit an die Hand gegeben, näher zu erwegen, wie schlecht alle und iede Menschen die glücklichen Begebenheiten, so ihnen zustossen, anwenden. Es scheinet, als ob das Glück eine Zauberinn wäre, die denienigen, welchen sie wohl will, durch ihre gefährliche Annehmlichkeiten alle Beurtheilungskraft raubt. Es sind wenig Leute, deren Muth stark genug ist, um sich vor den Fallstricken, sie leget, zu verwahren. Die Erfahrung hat uns zu allen Zeiten bewiesen, daß die allergrössesten Männer, eben so wie die schlechtesten, den Fehler an sich gehabt, sich von dem Glücke blenden zu lassen und folglich dasienige gerechtfertiget haben, was ehemals Asdrubal in der Rathsversammlung sagte, da er als eine gewisse Regel vest setzete, **daß man sehr selten eine gute Beurtheilungskraft mit dem Glück verknüpft antreffe.**

Die Philosophen, welche, um das menschliche Herz kennen zu lernen, den meisten Fleiß angewendet, haben die Vereinigung des Glücks und der Klugheit als eine fast unmögliche Sache betrachtet. Epicur saate, daß er nichts so selten fände, als einen glücklichen und würklich klugen Menschen. Dieser Weltweise forderte nicht eine strenge Klugheit, noch eine solche, wie dieienige war, worinn die Stoiker ihren Ruhm suchten; Er begehrete nur die blosse Vernunft, welche zu verhindern im Stande ist, damit man nicht in Unglücksfälle, worinn

ge-

gemeiniglich das Wohlergehen den Menschen stürzet, gerathen möge.

Die Einbildung und der Hochmuth sind Laster, welche mit dem Glück in der genauesten Verbindung stehen und sich von demselben niemals trennen. Die Eigenliebe, welche bey den Menschen einen so starken Einfluß hat, überredet sie leicht daß sie dasienige, was doch nur eine Würkung des blinden Zufalls ist, ihren eigenen Verdiensten lediglich zuschreiben müssen. Sie denken, sie besitzen Klugheit, Vorsichtigkeit, und eine genaue Einsicht, dieweil ihnen einige Unternehmungen gelungen, wobey sie doch alles gethan, was sie an der Ausführung derselben verhindern konnte, wann das blinde Glück diese Hinderniß, welche ihr Verhalten verursachte, durch seine Gewalt nicht abgewendet hätte.

Der Hochmuth folget der Einbildung auf dem Fusse und benimmt dem Verstande vollends alle gute Anschläge, so er empfangen könnte; Bey allen seinen Fehlern macht er denselben blind, und hat an ihm eben diese Würkung als ein allzu sehr glänzendes Licht an dem Gesicht. Jenes verblendet dieses und raubt den Gebrauch desselben. Die Unglücksfälle der Römer rühreten lediglich aus ihrer allzu grossen Glückseligkeit her, dieselbe machte sie dergestalt blind, daß sie sich selbst nicht kanten. Sie bildeten sich ein, es könte ihnen nichts widerstehē, sie liessen von ihrer altē Zucht, sie verfielen in den schändlichsten Uebermuth;

und da ihnen das Glück nicht mehr beistunde, wurden sie nur allzu spät gewahr, daß das Verhängniß an dem Wohlergehen, welches sie einzig und allein ihrer Geschicklichkeit zuschrieben, viel Antheil gehabt hätte.

Untersuchen wir in der alten und neuern Geschichte die Gemüthsart der Leute, denen das Glück günstig gewesen, so werden wir finden, daß sie gemeiniglich durch die glücklichen Erfolge, so sie gehabt, weit schlimmer geworden. Alexander, da er aus Griechenland auszog, war tugendhaft und leutselig; nachdem er aber die Perser überwunden, so wurde er wollüstig und grausam. Er ließ verschiedene seiner Kriegshelden umbringen, er befahl, man solte den Lysimachus den wilden Thieren vorwerfen, er tödtete auf einem Gastmahl den Clytus mit eigener Hand, er bediente sich des verschnittenen Bagous zu einem schändlichen Gebrauch, und gewöhnete sich an seine Liebkosungen. Ueberhaupt der Hochmuth, den ihm sein gutes Glück einflösfete, machte ihn so unvernünftig daß er für eine Gottheit wolte angesehen seyn, welches fürwahr eine That ist, die da verursachte, daß er zu allen Zeiten von Leuten, welche Verstandes genug besitzen alle das lächerliche eines Menschen einzusehen, der ob er schon allen menschlichen Schwachheiten unterworfen, sich doch in den Kopf setzt, daß er ganz Asien und einen Theil von Europa überreden will, er sey ein Gott, für einen unsinnigen muß gehalten werden. Sylla beging

seine

seine Grausamkeiten, die er an seinen Landesleuten ausübete, nur dann, nachdem er in allen Kriegen, welche er geführet hatte, glücklich gewesen. Die Achtserklärungen, womit er Rom und ganz Italien anfüllete, waren Folgen des glücklichen Fortgangs seiner Waffen, den er gehabt. Heinrich III. war zu einem tugendhaften Prinzen gebohren; allein die Begünstigungen, womit ihn das Glück, weil er nur noch Herzog von Anjou war, zu überhäufen schien, verschlimmerten seine gute Gemüthsart. Er würde iederzeit gerecht gewesen seyn, wann er niemals glücklich gewesen wäre.

Das Wohlergehen nimmt nicht nur bey Fürsten dem Verstande diese Vorsichtigkeit und Sanftmuth, welches die schönsten und nützlichsten Eigenschaften sind, sondern auch Privatpersonen sind nicht klüger noch behutsamer im Glück. Täglich findet man im Umgang Personen, welche das Glück unerträglich macht; es ist unmöglich, daß man ihrem Hochmuth kan Widerstand thun, und der demüthigste Philosophe würde sich daran stossen. So vorsichtig man auch seyn will, kann man doch mit ihnen nicht umgehen: In allen ihren Gesprächen lassen sie sich den Vorzug, welcher sie über alle andere Menschen zu haben glauben, merken; sie richten alles auf sich selbst, in der vesten Meinung, die Natur müsse vor sie eben das thun, was das Glück thut. Wann sie reden, so bedienen sie sich

keiner andern Redensarten, als solcher, welche die Grösse ihrer guten Eigenschaften, womit sie begabt zu seyn glauben, und die Maßigkeit der Verdienste solcher Personen, mit welchen sie noch wol in einiger Verbindung stehen wollen, zugleich ausdrucken. Ihre Geberden haben etwas an sich, welches eben so hönisch ist, als ihre Gespräche, sie lächeln mit einem spöttischen Wesen, sie schütteln den Kopf und zucken die Achseln, Endlich ob sie gleich keine grobe Schmähworte sagen, so wissen sie doch die Kunst, iemanden dergestalt zu kränken, als wann sie dergleichen würklich vorbrächten, und machen sich nicht nur durch spöttische Manieren verhaßt, sondern sie verachten und hassen auch alle diejenigen, denen das Glück wohl will. Man beschuldiget oftermals gewisse Leute, daß sie andere hassen, die ihnen doch niemals einiges Leid zugefüget haben, und daß sie denselben nur deswegen gehäßig sind, weil sie sehen, das iene ein grosses Glück geniessen. Man muß also die Ursache dieser natürlichen Feindschaft in dem Uebermuth glücklicher Personen suchen. Man urtheilet gemeiniglich von den Menschen nach denienigen, welche man kennet, und diese Leute, welche den Hochmuth vieler beglückten Personen erfahren haben, denken, daß alle diejenigen, welche in dergleichen Umständen sind, eben denselben Geist und einerlei Gemüthsart haben. Ich gebe zu, daß dieses Urtheil gar nicht richtig ist; Allein es ist doch auch nicht so mangelhaft, als man es

den-

denke mögte. Die Anzahl derer, welche ihre Tugend und Klugheit im Glück behalten, ist in Ansehung der Menge derer, die sich einem unsinnigen Stolz ergeben, so gering, daß man einen glücklichen und dabey klugen Menschen für eins der Wunderwerke, so die Natur nur ein oder zweimal alle hundert Jahr zeiget, ansehen muß.

Der Trotz und Hochmuth der Leute, die im Glücke leben, gehet oft so weit, daß sie nicht nur allen denen, mit welchen sie etwas zu thun haben, sondern auch sich selbsten unerträglich werden. Sie können die Begünstigungen des Glücks ohne Beschwerlichkeit nicht ertragen. Ihre Seele gleicht den schwachen und verdorbenen Mann, welche veste und nahrhaftige Speisen nicht verdauen können, dieweil Dünste von denselben ins Gehirn steigen, welche den Verstand verfinstern. Diese Personen erinnern sich in dem grössesten Glück, so ihnen begegnet, an Dinge, welche dieselben auf sich selbst unwillig machen, und zu eben der Zeit, da es scheinet als wolte sie das Glück über andere Menschen erheben, macht sie der Hochmuth zum Opfer ihrer Eigenliebe. An dem ersten haben sie einen unversöhnlichen Feind, der sich ihrer Glückseligkeit zu ihrem eigenen Verderben bedienet.

Plautin war tugendhaft und vernünftig, so lange er nicht mehr Vermögen besaß, als kaum zu seiner Unterhaltung zureichte. Das Glück reisset ihn plötzlich aus dem Stande

wor-

worinn er war, und erhebet ihn in einem andern weit glücklichern. Bey dieser Veränderung scheinet Plautin nicht so vernünftig zu seyn, als er zuvor war. Eben dieses Glück setzt den Plautin in einen noch höhern Stand; seine Vorsichtigkeit aber verschwindet gänzlich und es scheinet, als hätte er kaum den Verstand behalten. Plautin gelanget endlich zu einem hohen uud wichtigen Amt, das Glück, so ihn in dasselbige gesetzt, erhält ihn auch dabey; er verliehret die Vernunft ganz, er bildet sich ein, er habe alle Geschicklichkeit, so zu dem Amt, das er bekleidet, erfordert werde, glaubt er besitze einen hohen Verstand, denkt, er schreibe wie Patru, er mache Verse wie Racine, er verstehe die Staatsklugheit, wie der Cardinal Richelieu, und verachtet die Leute, so er ehemals gekannt, ohne Unterscheid. Es ist nicht seine Schuld, wann die Leute nicht glauben, sein Vater und Mutter seyen nicht seine Eltern. Endlich der Stolz des Plautins gehet so weit, daß er sich selbst hasset. Er denket stets mit Schmerzen auf seinen ersten Stand zurück, und wolte herzlich gerne, wann es nur möglich wäre daß er nicht derselbe, der er ist, seyn mögte; er stirbt aus Betrübniß, weil er das, was er ietzt ist, nicht immer gewesen. Das Andenken der Hälfte seines Lebens ist für ihn eine schreckliche Marter; er ist böse, wann er bedenkt, daß er gebohren, daß er ein Kind und ein Jüngling gewesen; überhaupt mögte er vor Hochmuth bersten, und unter der Last des

Ueber-

Uebermuths, den das Glück bey ihm verursacht erliegen.

Ueberlegeten die Menschen den Unbestand des Glücks, so würden sie über dessen Begünstigung nicht so hoffärtig werden. Man verliehrt dieselbe in dem Augenblick, da man sie am sichersten zu haben glaubt. Man kan und muß so gar auf die Unglücksfälle deuten, was der Cardinal von Retz von dem bürgerlichen Kriege sagt, er behauptet nehmlich, daß er niemahls näher sey, als wann er weit entfernet scheinet. Jedermann weiß die vortrefliche Regel Solons und gestehet mit diesem Weltweisen Griechenlandes, daß ein Mensch, so lange er lebet, nicht als wahrhaftig Glücklich könne betrachtet werden, dieweil ein einziger Augenblick sein Glück in das grösseste Unglück verändern kan, wie dieses Croesus erfuhr, und so viele andere nach ihm erfahren haben.

Aus den bekantesten Stellen der Geschichte würde es mir leicht zu beweisen seyn, daß die Personen, melche in der Welt am glücklichsten gewesen, von dem höchsten Gipfel des Glücks und dem höchsten Staffel der Ehre plötzlich in einen Abgrund der Unglücksfälle gerathen sind, woraus sie nicht wieder haben entrinnen können. Die glücklichen Erbfolge, welche sie gehabt hatten, dieneten alsdann nur dazu, um ihr Unglück zu vergrössern, sonderlich wann sie ihnen ietzigen Zustand mit dem vorigen in Vergleichung brachten. Sylla Herr von Rom und überwinder seiner Feinde läßet durch ein

öffent-

öffentliches Edict ausrufen, daß er glücklich sey. Das Glück will ihn in dem Augenblick, da er dessen versichert zu seyn glaubt, verlassen, und drey Tage nach der Bekantmachung dieses Edicts wird Sylla in der Stadt Pozzuolo von den Läussen gefressen. Kurz darauf verdirbt er, und zwar nach und nach, die Arzneymittel, so man zu Tilgung seiner Krankheit anwenden will, vergrössern dieselbe. Er stirbt endlich und sein Todt ist hundert mahl grausamer, als derjenige so vieler tausend römischer Bürger, welche Opfer seines Glücks und Ehrgeitzes gewesen waren. Die Siege und Triumpfe Pompeji machten, daß er lange Zeit für einen Liebling des Glücks gehalten wurde. Dasselbe verlässet ihn in Pharsalien, und gibt ihn kurz darauf in die Hände zweyer oder dreyer Sclaven Ptolomäi, welche ihn tödten. Die Römer betrachteten Crassum, da er in Asien Bürgermeister war als vollkommen glücklich, und zwar um fünf Ursachen willen,* weil er sehr reich, von guten Herkommen, beredt, ein grosser Rechtsgelehrter und der oberste Priester war. Das Glück Crassi verschwand plözlich, er kam bey den Parthern unglücklicher Weise ums Leben, und das Kriegsheer, worüber er das Obergebiet führete, wurde von denselben ganz zu Grunde gerichtet. Julius Cäsar, nach dem er die Welt bezwun-

* quod est ditissimus, quod nobilissimus, quod eloquentissimus, quod Juris consultissimus, quod Pontifex maximus. Aull. Gell. Noct. Attic. L. 1. cap. 13.

bezwungen, wurde von seinen Freunden und liebsten Günstlingen zu einer Zeit, da er sich seines Glücks am gewissesten versichert hielte, ermordete. Augustus, den die ganze Welt für den glücklichsten Fürsten hielte, hatte in den letzten Jahren seines Lebens die empfindlichsten Bekümmernüsse. Die Uppigkeit und die Ehebrüche seiner Tochter und Enkelin machten ihn unglücklich. Ein berühmter Geschichtschreiber sagt, daß sie Augustus, wann er von ihnen redete, allezeit die drey Krebse, so ihn nageten, nennete. Er wurde auch durch die Furcht, welche er vor den Anschlägen seiner Gemahlin zum besten des Tiberii hegete, gemartert, und er hatte endlich den Kummer, daß er das Reich dem Sohn seines ärgsten Todtfeindes überlassen muste.

Die neuere Geschichte liefert uns ebenfalls deutliche und vielfältige Beyspiele unverhofter Unglücksfälle, welche auf das grösseste Glück gefolget sind. Die beyde Herzoge von Guise, wovon der eine durch Poltrot, und der andere in der Provinz Blois zu einer Zeit ermordet wurde, da es scheine als hätten sie ihr Glück auf einen vesten Fuß gesetzt und nichts mehr in Ansehung des Verfalls desselben zu befürchten. Heinrich IV. wurde durch einen unglücklichen im Kopf verrückten Menschen in seiner Kutsche und mitten unter seiner Leibwacht, und eines Volks, das ihn liebte, getödet. Ludewig der XIV. verlohr bey Hochstädt die Frucht aller Siege, so er seit vierzig Jahren

ren davon getragen hatte, und da er nachgehends sechs oder sieben Jahr nach einander unglücklich gewesen, so war es bey nahe bald dahin gekommen, daß er seine Feinde in das Herz seines Königreichs hätte müssen einrücken sehen. Carl XII. nachdem er die Russen und Dänen überwunden, und dem Pohlnischen Reiche einen König gegeben hatte, zog in der Irre und Flucht nach der Türkey. Alle diese und viele andere Beyspiele, welche ich anführen könte, zeigen klärlich, daß auf die grössesten Glücksfälle fast immer grosse Unglücksfälle folgen.

Ein kluger Mensch muß ein gar zu lang anhaltendes Glück für eine Vorbedeutung eines nahen Unglücks ansehen. Je dauerhafter es gewesen, desto mehr neiget es sich zum Ende. Es ist nur ein eintziges Mittel, um den Verlust desselben, wann es sich so zuträget, zu ersetzen, nehmlich man muß sich auf alle Fälle gefaßt machen, über sein Glück sich nicht erheben, und durchs Unglück nicht niederschlagen lassen. Ein Mensch, welcher in allen verschiedenen Umständen eine gewisse Gleichheit des Gemüths behält, und gedencket, die Tugend sey das eintzige Gut, welches wahrhaftig geliebt zu werden verdienet, kan memahls unglücklich seyn; dann er ist vor allen Unglücksfällen in Sicherheit. * Seyd versichert, sagt einer der grössesten Männer des Alterthums, nehmlich Seneca, ihr werdet so viel Glück haben, als ihr verlanget, wann ihr so klug geworden seyd, daß ihr vestiglich glaubet, daß die unglücklichsten Personen von der Welt die allerglücklichsten sind.

Ich bin, mein Herr, mit grosser Hochachtung. ꝛc.

Lion, den . . .

* Brevem formulam dabo, qua te metiaris, qua perfectum esse jem sentias. Bonum tunc habebis tuum, cum intelliges infelicissimos esse felices.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/152 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Beurtheilung
der
Menschen dieser Zeit,
oder
Briefe
über verschiedene Sachen,
herausgegeben
durch den Verfasser der Lettres Juives.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Zwölfte Brief
Des Grafen D*** an den Ritter D***

Unter den verschiedenen Gattungen der Menschen, welche die Oberfläche der Erden bewohnen, komt mir keine so verächtlich vor, als diejenige, so man Pedanten nennet, und ich glaube auch ganz gewiß, daß keine der Aufnahme der Wissenschaften und der Vermehrung des Verstandes schädlicher sey, als eben dieselbe. Die Gothen, die Wenden, die Hunnen, die Alani und alle barbarische Völker, welche unsern Welttheil überschwemmeten, gaben der Gelehrsamkeit keinen so empfindlichen Stoß, als gewisse Leute, welche vermittelst einer ernsthaften äusserlichen Stel-

lung und der Erlaubniß, öffentlich lehren zu dürfen, den Verstand überaus vieler iungen Leute verderben, und denselben falsche, lächerliche und gefährliche Vorurtheile, welche sie niemals ablegen, sondern auf ihre Kinder fortpflanzen, beybringen. Auf diese Weise wird der Irrthum von Zeit zu Zeit grösser, und die Väter, welche von ihren Pedanten sind betrogen worden, vereinigen sich mit den Pedanten ihrer Kinder und leisten ienen, um diese zu verführen, hülfliche Hand, ia sie machen so gar daß sie die guten und löblichen Neigungen, so sie haben könnten, verliehren. Hieraus entstehen eben die falsche Meinungen und die Verachtung, welche einige Völker gegen einander hegen. Oft höret man, daß ein ganzes Volk von den guten Eigenschaften seiner Nachbaren nur aus dem urtheilet, was Pedanten davon sagen, die da reden, ohne daß sie die gehörige Nachricht davon eingezogen, und von vielen Sachen ein Urtheil fällen, wovon sie nicht die geringste Wissenschaft haben.

Drey verschiedene Beweggründe geben gemeiniglich zu allen Handlungen der Pedanten Gelegenheit, und sind so gar die einzige Richtschnur ihrer geringsten Gespräche. Der erste Beweggrund ist die Begierde daß sie Geld samlen wollen; der zweite, daß sie den Ruhm der berühmtesten Gelehrten und sonderlich der Aus-

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/154 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Ausländer verdunkeln, damit sie nur desto schätzbarer scheinen, und für Menschen, die in der Welt ihres gleichen nicht haben, mögen angesehen werden; der dritte ist, daß sie mit einer elenden und schlechten Gelehrsamkeit prahlen wollen, da es doch weit besser vor sie wäre, wann sie dieselbe gar nicht besässen, sintemalen diese nur dazu dienet, um sie bey verständigen Leuten noch mehr in Verachtung zu bringen.

Vadius siehet als das wesentlichte Kennzeichen eines sonderbaren Verdienstes an die grosse Anzahl Schüler, welche seine Vorlesungen anzuhören kommen. Er bekommt von einem ieden ein gewisses Geld, ob er gleich schon eine beträchtliche Besoldung von der Obrigkeit hat. Er urtheilet von ihrer Fähigkeit, von der Schönheit ihres Verstandes nach den Wehrt der Geschenke, welche sie ihm bringen. Er unterrichtet diejenigen sehr schlecht und gleichsam nur so überhin, welche sich an denen Vorlesungen, so er öffentlich zu halten verbunden, begnügen lassen. Hingegen wendet er alle Kräfte an, um denen nützlich zu seyn, welche besondern Unterricht, der ihm wohl bezahlet wird, bey ihm nehmen, und man muß gestehen, wann Vadius im Stande wäre, diejenigen unterweisen zu können, welche ihm Geld geben, so würden sie Ursache

haben vergnügt zu seyn; Allein, zum Unglück ist der überaus gute Wille, den er bezeiget, vergeblich, seine Schüler erlangen aus ihren aufgewendeten Unkosten keinen andern Nutzen, als leere Wissenschaften, als schädliche Vorurtheile, ia sie bringen sonst nichts davon als ein eiteles und hochmüthiges Vertrauen, daß sie viele Wissenschaften besitzen, da sie doch gar nichts verstehen. Badius hat eine artige Tochter, die zwar nicht gelehrt ist, es auch nicht werden will, welche aber die Geschenke, so iene ihrem Vater machen, durch freundliche Manieren reichlich belohnet. Badius weiß gar wohl, daß seine Tochter eine lustige Schwester ist, und an statt daß er darüber solte verdrießlich seyn, ist es ihm wegen der vollkommenen Aehnlichkeit, welche er in diesem Stück mit dem berühmten Cujacius hat, als dessen Tochter gegen die Zuhörer ihres Vaters, weder keuscher noch grausamer war, überaus angenehm. Wäre die Frau des Badius eine Mitmacherinn, er würde dagegen nichts zu sagen finden, dieweil es des Despicius seine ebenfalls war. Die Unsinnigkeit, daß er mit grossen Männern gerne etwas gemein haben will, ist so stark bey ihm, daß, wann man seinen Sohn aufhienge, er sich darüber leicht zufrieden geben würde, dieweil der Sohn Cardani eben dieses betrübte Schicksal hatte. Endlich würde ihm wohl gar der Tod erträglich scheinen, wann man ihm nur

Die

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/156 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

die Adern, wie dem Seneca, eröfnete. Die Begierde, sich einen unsterblichen Nahmen in der Welt zu erwerben, gehet dem Badius nach dem Gelde am meisten zu Herzen. Seine Gierigkeit giebt ihm das Mittel an die Hand, seiner ersten Neigung zu folgen; Was die zweite betrift, seine Eigenliebe erweiset ihm den Dienst, daß sie ihm das Schicksal, so er zu hoffen hat, verbirgt, und er allein weiß nicht, daß mit dem Augenblick seines Todes auch alle sein Ruhm aufhören wird, wann man anders dasienige Ruhm nennen kann, wann zweihundert Schüler von dem würklichen Daseyn eines Pedanten sind überzeugt gewesen.

Scribonius ist nicht so geitzig als Badius, aber er ist weit hoffärtiger. Er hat eine gekünstelte Stimme, er redet auf eine gravitätische Weise, er hält von einem Wort zum andern ein wenig innen, er höret sich selbsten gerne sprechen, er träget seine eigene Gedanken nicht vor, sondern er giebt seine Aussprüche an den Tag. Ein Mensch, wie er, ist gleichsam dazu gemacht, in dem Augenblick die schweresten und dunkelsten Fragen zu endscheiden; nichts hält ihn zurück, nichts macht ihn irre. Redet man von der Philosophie? so ist er ein grosser Philosophe; Carthesius ist nur ein Grillenfänger; Newton verstehet

nur die Mathematik; Fontenelle hat wenig Witz; Maupertuis ist nur ein schlechter Feldmesser; Reaumur nur ein Zergliederer der Fliegen; Mairan ein elender Philosophe. Betrift es die Beredsamkeit? Er besitzt in dieser Kunst die Stärke Demosthenis, die Anmuth und das Erhabene Ciceros; Patru ist nur ein Schwätzer; Brad führet nur lustige und scherzhafte Reden; Bossuet ist gar nicht ohne Fehler; Bourdaloüe ist allzu hart und hat in seiner Schreibart nichts angenehmes; Massillon ist schlecht. Will man wissen, welche die besten Dichter sind? Mit zwey oder drey alten verfähret er gnädig, er lobet den Homer und den Virgil, weilen er glaubt, er gebe dadurch, wann er sie lobet, zu erkennen, daß er ihre Sprache vollkommen verstehe; Alle die neuern aber verachtet er ohne Unterscheid. Corneille führet nicht immer einerley Schreibart und seine Ausdrücke sind nicht mehr Mode. Racine ist allzu natürlich und schlecht. Despreaux arbeitet seine Verse allzu sehr aus und man kann leichte merken, wie sauer es dem Verfasser derselben dabey geworden. Badius gehet mit den ausländischen Schriftstellern noch ärger um, als mit denen, so sich in seinem Vaterlande befinden. Die Engelländer haben keine Scharfsinnigkeit noch Zierlichkeit, sie sind weitläuftig und dunkel; Die Teutschen haben keine Lebhaftigkeit, noch Verstand, sie begnügen sich

an

an Verfertigung grosser Bücher, sie sind plump, träge, verdrießlich, ihre vornehmste Gabe ist, daß sie Sammlungen ohne Geschmack und vernünftige Beurtheilung machen. Die Italiäner sind nicht gründlich und geben mehr Schein, als sie würklich leisten. Die Spanier haben nur geringe Werke verfertiget, welche uns Misgeburthen eines erhißten Gehirns ausliefern. Vadius ist damit nicht zufrieden, daß er so unrichtige Meinungen heget, sondern er lehret sie noch dazu alle Tage öffentlich und flösset dieselben seinen Schülern ein. Teutschland, um von ihm einige Gunst zu erhalten, macht sich vergeblich eine Ehre daraus, daß es den Leibnitz, Spanheim, Thomasius, Puffendorf erzogen; Italien rühmet sich umsonst, daß es das Vaterlerland des Galilaï und Cassini sey; Mit Teutschland und Italien gehet er eben so übel um, als mit Spanien, dem es zu nichts hilft, daß es unserm Welttheil viele grosse Männer geliefert, unter welcher man als einen der berühmtesten ansehen kan, den Verfasser der Geschichte **von der Eroberung Merico.** Dieser Schreiber kan den besten griechischen und lateinischen Geschichtschreibern an die Seite gesetzt werden. Vadius eignet allen Verstand, alle Geschicklichkeit der Welt seinen Landsleuten alleine zu, und alle gute Eigenschaften laufen bey ihm im höchsten Grad zusammen. Er übertrift auch seine Landsleute

so weit, als dieselben andere Menschen übertreffen. Kluge und würklich gelehrte Leute würden sich vergebliche Mühe geben, wann sie Badius unterweisen und vernünftiger machen wolten. Ein Hochmuth, welcher endlich auf die grösseste Thorheit verfält, macht das ganze Wesen der Pedanten aus. Will man behaupten, Badius denke anders als er würklich denkt, so ist es eben so viel, als ob man das, was sein Wesen ausliefert, zu nichte machen, und doch das würkliche Daseyn desselben behaupten wolte. Die Unbesonnenheit und der Unverstand sind eben so wesentlich an ihn verknüpft, als die Ausbreitung an die Materie ist.

Man findet unter allen Völkern Leute, die vollkommen so wie Badius geartet sind. Allenthalben, wo die Gelehrsamkeit und die Wissenschaften bekannt sind, giebt es Pedanten. Es scheinet, als ob sie ein nothwendiges Gefolge rechtschaffener Gelehrten wären, und iene sind in Ansehung dieser, was der Schatten in Ansehung des Körpers ist. Gleichwie nun ein Körper denen Stralen eines hellen Lichts nicht kan ausgesetzet werden, ohne einen Schatten zu machen, also ist es auch unmöglich, daß sich in einem Lande, wo die Wissenschaften blühen, nicht Pedanten und elende Schriftsteller finden solten, welche

aus

aus dem unmäßigen Eifer, womit seichte und niederträchtige Köpfe dergestalt eingenommen sind, daß sie es den scharfsinnigsten Männern nachthun wollen, entstehen. Dieser übel verstandene Hochmuth ist mit ihnen gebohren und kan durch die vernünftigsten Ermahnungen nicht ausgerottet werden.

Könte man die Eigenliebe aus der gelehrten Welt verbannen, so würden sich alle ihre Bürger befleißigen nichts zu unternehmen, was sie auszuführen nicht vermögend sind. Man würde nicht mehr solche Verfasser sehen, welche kein ander Verdienst besitzen, als daß sie sich unterstehen, die achtbarsten Schriftsteller anzugreifen, und sich so wohl durch ihre Ausschweifung als durch ihren Hochmuth bekannt machen. Gleichwie es unmüglich, daß die Eigenliebe bey den Gelehrten nicht herrsche, und die vernünftigsten dieselbe nicht ausrotten, sondern ihr nur gewisse Gränzen vorschreiben können, also muß man sich der Nothwendigkeit unterwerfen, und die Pedanten als eins der unvermeidlichen Uebel ansehen, deren Fortgang man unmöglich hindern und wovon man sich nur durch die Flucht befreien kann.

Ein liebenswürdiger Mensch muß den Umgang gewisser Leute mit so vieler Sorgfalt mei-

den, als diejenigen, welche gesund sind, sich befleissigen, die Gesellschaft derer, die mit einer gefährlichen Krankheit behaftet sind, zu fliehen. Die Pedanterey hat eben diese Würkung als die gemeine Krankheiten, welche sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit ausbreiten. Es ist nicht möglich, daß man täglich mit Pedanten umgehen kann, oder man stirbt bald vor Verdruß und der beste Kopf wird dadurch verdorben. Der lebhafteste, der scharfsinnigste, der richtigste Verstand verlieret nach und nach seine Eigenschaften, wann er nur aus dem Gespräch solcher Leute seine Nahrung erhält, welche nicht einmahl, die gesunde Vernunft und sonst nichts gutes besitzen, als daß sie viele Bücher ohne Verstand und Unterscheid gelesen haben. Es ist unstreitig, daß ie mehr ein Pedant unvollkommene und verworrene Wissenschaften hat, welche seines gleichen Gelehrsamkeit nennen, desto gefährlicher und verdrießlicher ist er. Er ist gefährlich, dieweil zu befürchten, die, welche die Sachen nicht genau genug untersuchen und ihren ersten Begriffen sich gar zu leicht überlassen, mochten das abscheulich verwirrte Zeug, so sich in dem Kopf eines Pedanten gesamlet hat, für eine wahre Gelehrsamkeit halten. Er ist verdrießlich, dieweil die Wissenschaft, welche einen verständigen Mann liebenswürdiger macht, einen Narren hingegen in grössere Thorheit stürzt, seiner Unbesonnenheit weitläuftige

länftige Materie ausliefert und ihm alle Augenblick Gelegenheit giebt, seine abgeschmackten Streiche überflüssig an den Tag zu legen.

Die Begierde, welche die Pedanten haben, ohne Unterlaß solche Geschichten vorzubringen, womit sie ihr Gedächtniß beschweret haben, ist die fürnehmste Ursach des lächerlichen, das in ihren Schriften und in ihren Gesprächen herrschet. Bey Gelegenheit eines Ausdrucks führen sie hundert Verse aus dem Virgil, und dreissig aus dem Homer an. Zu diesen Versen fügen sie vierzig Reihen aus dem Cicero, eine Stelle aus dem Seneca und eine aus dem Petronio. An dis alles hängen sie noch einige Hebräische Worter und denken, ihre Gelehrtheit zu einem Wunder der Welt machen.

Es ist kein Pedant, der sich nicht vest einbildet, diese Wissenschaften seyen weit schätzbarer, als die, welche die grösten Männer besitzen, ob er gleich niemals selbsten etwas gedacht, sondern sich nur beflissen, dasienige zu wissen, was andere vor ihm gedacht haben. Die elendesten Pedanten glauben, sie seyen in der gelehrten Welt, was Scipio, Pompejus und Cäsar zu Rom waren. Obschon ihr

Ver-

Verstand in ziemlich enge Gränzen gesetzt ist, so merken sie doch wohl, daß sie den Bettlern ähnlich sind, welche sich verstohlner Weise in den Laden eines reichen Kaufmanns schleichen, viele Stucke güldener und seidener Zeuge stehlen, und mit diesen verschidenen Zeugen ohne Wahl und Verstand ihre alte Lumpen, womit sie bekleidet sind, bedecken. Die Pedanten füllen ihr Gedächtniß mit den schönsten Stellen aus den alten und neuern Verfassern umsonst an, sie behalten die schlechten und falschen Begriffe, die ihnen natürlich sind, immerdar und die Gedanken guter Schriftsteller, welche sie mit den ihrigen vereinigen, haben eine eben so lächerliche Würkung, als die Zusammenfügung alter Lumpen und güldener Zeuge.

Vandolius lieset alle Werke, so zum Vorschein kommen, es sind wenige gedruckt worden, welche ihm nicht bekannt wären. Er ist nicht zufrieden, daß er mit einer erstaunlichen Begierde und Geschwindigkeit alle Bücher, welche er zu Gesichte bekommt, lieset sondern er lauft seit vierzig Jahren täglich, so bald es Morgen wird, in die öffentlichen Bibliotheken. Er macht daselbst aus den alten Geschriebenen Büchern weitläuftige Auszüge, er weiß, wie viele Strichlein und Commata in dem Planto der Königlichen Bibliothek sind.

Er

Er hat mit aller nur möglichen Sorgfalt die verschiedenen Lesarten aller geschriebenen Bücher in Europa gelernet. Uber sechs Stellen aus dem Aulo Gellio weiß er die beste Ausgabe der griechischen und hebräischen Bücher; aber die Kunst zwey Redensarten nach einander zu schreiben, ist ihm unbekannt. Höret man ihn reden, so würde man ihn für einen Chineser halten, welcher vor sechs Tagen erst nach Paris gekommen und das Französische zu Radebrechen anfängt. Giebt man auf den Innhalt seiner Gespräche Achtung, so wird man finden, daß er noch schlechter denkt, als er nicht redet; so bald er nicht mehr hersaget, was er auswendig gelernet hat, redet er Thorheiten. Höret man die dummen Streiche, welche er unter die guten Sachen, so er anführet, mischet, so würde man ihn für einen unsinnigen Menschen halten, der zuweilen noch gute Zeiten hätte. Unterdessen wird Vandlius von andern Pedanten über die Massen gelobet, als welche mit ihren Lobeserhebungen gegen ihn darum so freygebig, damit sie ihr Ansehen behalten, und sich selbst erheben, wann sie seinen Ruhm unterstützen.

Rechtschaffene Gelehrte loben sich einander nicht so sehr als die Pedanten, weil die Gelahrtheit, welche gute Gemüther bescheidener

und

und sittsamer macht, bey den Pedanten eine ganz andere Würkung hat und ihren Hochmuth vergrössert. Das wesentlichste Kennzeichen eines hohen Verstandes ist, daß man sich auf seine Wissenschaft nicht zu viel einbildet. In diesem Stück verhält sichs mit den Gelehrten, wie mit den Helden: Dieienigen, welche eine rechtschaffene Tapferkeit besitzen, reden niemals von ihren Heldenthaten; Sie warten, um dieselbe sehen zu lassen, bis sich eine Gelegenheit darbietet, da sie dieselbe gebrauchen können. Die Leute, an deren Muth man noch zu zweifeln Ursach hat, reden allezeit vom Treffen, von Schlachten, von Belagerungen; alles was sie sprechen, riecht nach Schießpulver; sie unterhalten sich stets mit Gefechten, denen sie beygewohnet. Wer sie an der Erzehrung ihrer Heldenthaten hindern wolte, der würde sie bald stille machen, und wolte man ihren Lobsprüchen, so sie sich einander geben, Einhalt thun, so würde man ihnen augenblicklich das Maul stopfen. Die Wissenschaft ist bey einem Pedanten das,

was

was die Tapferkeit bey einem schlechten Helden ist; weder der eine noch der andere besitzen, was sie aufzuweisen sich bemühen.

Unter den Pedanten sind die Kunstrichter und Sprachlehrer diejenigen, welche sich einander am stärksten loben. Urtheilete man von dem Verdienst der Leute nach den Lobsprüchen, so sie denselben beylegen, so würde man oft einen elenden Ausleger, oder einen schlechten Herausgeber der Werke eines Alten, für einen Mann halten, der mit Cicero oder Demosthenes in Vergleichung zu bringen; unterdessen sind alle diese Lobserhebungen nur auf eine genauere Kunstrichtige Abtheilung eines lateinischen Satzes oder auf eine Verbesserung eines griechischen Wörtleins gegründet. Der Urheber dieser glücklichen Entdeckung wird der Ausbund seiner Zeit, der Monarch der Gelehrten, der Adler der Gelahrtheit genennet. Man verschwendet gegen ihn noch viele andere Titul, die eben so hoch klingen, als wenig er sie verdienet hat. Die Lobsprüche, welche die Pedanten sich einander

geben

geben, kommen mir vor, wie die Seifblasen, welche die Kinder um die Wette machen und dergestalt zu vergrössern suchen, als es ihnen nur möglich ist. Jene haben nicht mehr Bestand noch Dauer, als diese.

Ich bin mit vollkommener Hochachtung ꝛc.

Lion den . . .

Berlin,

zu finden bey Joh. Jac. Schützen.

1745.

Beurtheilung
der
Menschen dieser Zeit,
oder
Briefe
über verschiedene Sachen,
herausgegeben
durch den Verfasser der Lettres Juives.

* *

Der Dreyzehnte Brief
Des Grafen D*** an den Ritter D***

Mit eben so grosser Betrübniß als Verwunderung sehe nnd höre ich die Urtheile an, welche die Gelehrten eines Volcks über diejenigen eines andern bisweilen fällen. Dieselben sind oft so ungerecht als schimpflich. Es ist ein besonderes Unglück für die Ehre und den Wachsthum der Wissenschaften, daß so viele Schriftsteller sich von ihren unordentlichen Leidenschaften regieren lassen, und lediglich trachten, wie sie den Verstand ihrer Leser mit Grillen und Thorheiten anfüllen mögen.

Die zwey fürnehmsten Quellen der Irthümer, worein die meisten Menschen gerathen, sind die blinde Liebe vieler Verfasser gegen ihr Vaterland, und die Unwissenheit einiger andern, welche, ob sie schon selbst nicht viel wissen, doch ihren Landsleuten guten Unterricht geben wollen.

Ein allzuweit getriebener Eifer gegen das Vaterland macht, daß man in fremden Ländern die Sachen

entweder für schlecht oder mittelmäßig ansiehet. Unser Verstand mag so groß seyn, als er immer wolle, so bald man sich von einer so starcken Leidenschaft beherrschen läßt, so ist es nicht anders, oder man muß auf Abwege gerathen. Man siehet Philosophen, welche in Ansehung des Vorurtheils, das ein ganzes Volk betrift, in die grösseste Einfalt gerathen, und eben so wie das gemeine Volk denken. Leibnitz hat ein ziemlich schlechtes Werk in Lateinischen Versen verfertiget, worin er den Krieg, welcher unsern Welt-Theil verwüstete, rechtfertigen und so gar unterhalten wolte. Er redet in diesen Versen gegen die Franzosen mit so grossem Eifer und Zorn als ein Oesterreichischer Zeitungs-Schreiber. Es ist zu verwundern, daß Leute, welche dafür wollen angesehen seyn, daß sie die Wahrheit untersuchen, dieselbe meiden und fliehen, so bald es darauf ankommt, daß sie ihre Nachbaren loben oder ihre Landsleute tadeln sollen. Dergleichen partheyischen Personen muß man nicht auftragen, andere menschen zu unterweisen; danu sie können dieselben nur verführen und sind nicht im Stande ihnen guten Unterricht zu geben.

Es gibt Gelehrte, welche, weil sie nicht so sehr eingenommen als die, welche durch die Liebe gegen das Vaterland verblendet sind, aus Unwissenheit thun, was andere aus Vorurtheil vornehmen. Diese können eher, wie es scheinet, entschuldiget werden, als jene; unterdessen sind sie doch sehr strafbar, dieweil sie mehr Fleiß anwenden solten, von den Dingen, welche sie abhandeln, gute Nachricht einzuziehen. Es ist auch eben so ungereimt als unbesonnen, wann man von den Sitten und Schriften eines fremden Volks redet, ehe man sie von Grund aus kennet, und sich nicht nur gegen die Vorurtheile, sondern auch wieder alles, was in Irthum stürzen kan, wohl verwahret hat.

Die Gelehrten, und sonderlich diejenigen, welche Bücher heraus geben, müssen die Fehler, wozu sie diejenigen verleiten, welche ihnen Glauben beymessen, ver-

verantworten, dann ohne sie würden diese gar keinen Irthum begangen haben. Ein Mensch, der sich zum Lehrmeister des menschlichen Geschlechts aufwerfen will, muß eben demselben für die Richtigkeit seiner Lehren Rechenschaft geben. Sind sie betrügerisch, verstecken sie die Wahrheit, zielen sie dahin ab, daß sie den Werth der Tugend verringern, und den Ruhm verdienter Leute beflecken, so ist es nicht unrecht, wenn man sie verachtet, und als solche ansiehet, die unsers Beyfalls eben so unwürdig sind, als die Wochen-Schriften des Abts von Fontaines, welche durch das Urtheil der Obrigkeit und durch die Verachtung ehrlicher Leute gänzlich in Abfall gerathen.

So gefährlich im Reich der Gelehrsamkeit die Schriftsteller sind, welche sich nur darum bemühen, wie sie das Beste und Schätzbarste verkleinern mögen, so ist doch deren Anzahl in allen Länder sehr beträchtlich. Wie viele Verfasser gibt es nicht von dieser Gattung in unserm Europa? Ich könte allhier einen Haufen Italiänischer, Französischer, Engelländischer, Irrländischer und Teutscher Verfasser nahmhaft machen, deren Schriften nur zu dem Ende aufgesetzet worden, damit sie, wo es möglich wäre, dem Ruhm der ehrlichsten Leute einen Schandfleck anhängen, und die nützlichsten und edelsten Früchte des menschlichen Verstandes verkleinern möchten. Wie viele elende Schriften sind nicht gegen Bayle, Locke, Leibnitz und Wolff herausgekommen? Das seltsamste und lächerlichste ist, daß die meisten unter denen, welche gegen diese Männer geschrieben, keine andere Absicht hatten, als die Ehre, welche sie erworben, zu schänden; gewiß ein trauriges und klägliches Beyspiel der Gefolge eines Hasses, welcher gemeiniglich keinen andern Grund hat, als die Eigenliebe, die da vermögend ist, uns zu den strafbarsten Frevelthaten anzureizen.

Man darf sich gar nicht schmeicheln, daß man die schädliche Gewohnheit, die grössesten Verfasser ohne

Ehrerbietigkeit und Ursach anzugreifen, aus dem Reich der Gelehrsamkeit werde verbannet sehen. So lange es Menschen geben wird, wird es auch an Schriftstellern nicht fehlen, welche sich ihren unordentlichen Gemüthsbewegungen überlassen, und folglich die besten Schriften tadeln werden, dieweil sie von Leuten, die sie gar nicht lieben, oder von Verfassern eines Volks, gegen welches sie von Kindesbeinen an ein schädliches Vorurtheil gefasset, werden verfertiget seyn, oder weil sie sich nicht so viel Zeit nehmen werden, die Sachen, welche sie tadeln werden, genau zu untersuchen. Diese drey Fehler sind die vornehmsten Quellen, woraus die elenden Beurtheilungen, womit heutiges Tages die Welt überschwemmet ist, herfliessen. Obgleich der Haß vieler Schriftsteller gegen andere an den ungerechten Urtheilen, welche man täglich in so vielen Büchern lieset, grosses Antheil zu haben scheinet; jedoch wenn man die Beweggründe, welche diese Verfasser dazu anreizen, fleißig untersuchet, so wird man sehen, daß das Vorurtheil, so ein ganzes Volk angehet, und der Mangel der Erkäntniß der Sachen, welche sie abhandeln, eben so wohl als der Privat-Haß bey den schlecht gegründeten Beurtheilungen ihre Würckung haben.

Aufgeblasene und rachgierige Gelehrte lassen sich vom Haß, Friedfertige durch eine unordentliche Liebe gegen ihr Vaterland, Faule und unbedachtsame durch ihre Nachläßigkeit verleiten. Die ersten sind unhöfliche und ehrvergessene Leute, welche man unmüglich bessern kan. Die andern sind mit einer Krankheit behaftet, wovon sie schwerlich können befreyet werden. Dieselbe hat in ihrem Verstande von Jugend auf stark zu genommen, und die Hülfsmittel, welche die besten zu seyn scheinen, haben selten eine gute Würkung. Die dritten könten noch wohl unterrichtet werden, und es würde eben nicht schwer fallen, ihnen die Wahrheit bekant zu machen, wenn sie sich nur die Mühe geben wolten, den Rathschlägen derjenigen, welche

sie

sie unterweisen können, zu folgen; Allein die Gewohnheit, welche sie angenommen, bey dem ersten Gegenstand der ihnen in die Augen fället, stehen zu bleiben, ohne daß sie auf dessen genauere Untersuchung denken, setzet sie ausser Stand, Unterweisungen anzuhören, ohne welche sie doch niemahls etwas gescheutes, sondern lauter abgeschmacktes Zeug zu Markte bringen können.

Viele Verfasser schreiben nur in dem Vorsatz, um allen den Leuten, an welchen sie höhere Verdienste zu entdecken glauben, Schaden zuzufügen; sie sind abgesagte Feinde dessen, der in der vernünftigen Welt hochgeschätzet wird. Nicht die Eifersucht gegen ein gewisses Volk, nicht die vorgefaßte Meinung, nicht der Mangel der Aufmerksamkett macht, daß diese Verfasser auf die ungereimtesten Dinge verfallen, sondern ihr boshaftes Herz, ihre schlimme Gemüths-Art, welches an Bosheiten einen Gefallen träget, und sich daraus ein ungemein Vergnügen macht, wenn es dergleichen ausüben kan.

So bald es darauf ankomt, einem artigen Menschen zu schaden, so lässet sich Dorant davon nichts abhalten. Er bringt die abgeschmacktesten Unwahrheiten gegen die achtbaresten Verfasser dreiste vor; und es scheinet, als wäre er versichert, man werde sich nicht die Mühe geben, zu untersuchen, ob das, was er saget, wahr sey. Siehet man ihn mit so grosser Frechheit zu Werke gehen, so solte man glauben, er wäre überzeugt, daß alle Menschen eben so boßhaft seyn als er, und die Verläumdung ihnen dergestalt lieb und angenehm vorkomme, daß sie stets als die lehrreicheste Wahrheit von ihnen angenommen wird. Dorant ist immer fertig, sich in die Streitigkeiten der Schriftsteller einzulassen. Er ergreift die Partey derer, welche die Vernunft nicht auf ihrer Seite haben, er macht sich ihrer Rache theilhaftig, er reizet ihren Haß und Eifersucht auf, er bietet ihnen seine Feder an, nicht um sie zu loben; dann er lobet nie

jemanden; sondern um ihre feinde zu schmähen, um dieselben mit den spitzigsten und empfindlichsten Worten anzugreifen. Er gleicht den Neapolitanischen Banditten vollkommen, welche ihre Freunde und Feinde ohne Unterscheid vor eine geringe Summe meuchelmörderischer Weise umbringen, und denen alles gleich gilt, so bald es aufs Geld-Verdienen ankommt. Das Vergnügen Schaden zu thun, hat an dem Herzen Dorants eben die Würkung, welche das Gold an dem Gemüthe eines Banditten hat.

Zuweilen hat man einen unmäßigen Eifer gegen das Vaterland eben so strafbare Wirkungen hervorbringen sehen, als diejenigen sind, welche durch die Boßheit des Herzen verursacht werden. Im übrigen, ob man gleich unter allen Völkern Beyspiele ungereimter Sachen findet, worauf eine übeleingesehene Liebe gegen das Vaterland viele Schriftsteller hat verfallen lassen, so ists doch wohl gewiß, daß die Teutschen Bücherschreiber sich mehr als andere gegen ausländische Verfasser einnehmen lassen. Sehr viele unter ihnen ziehen täglich wieder die Gelehrten, welche heutiges Tages nicht nur in Frankreich, sondern auch in ganz Europa bewundert werden, auf die heftigste Art loß. Ein öffentlicher Lehr der Tübingischen hohen Schule, Namens Weißmann hat dem Verfasser (*) der unvergleichlichen Persianischen Briefe sehr übel begegnet und mit der eussersten Unanständigkeit auf den Grafen von Boulanvilliers geschimpfet. Der Herr und die Frau Gottsched, welche man in Teutschland als zwey Eheleute betrachtet, die wieder erneuern, was man in Frankreich an dem Herrn und der Frau Dacier gesehen, wenden einen Theil ihrer Schriften dazu an, daß sie beweisen wollen, es gäbe an-

(*) Porismata Sapientiæ & Religionis ex laudibus Mahomedi & Mahomedismo in fraudem Religionis Christianæ nimis liberali mensura impertitis, Deo juvante, Præside Christiano Eberhardo Weismanno Theol. D.

anjetzo in Frankreich nur Leute von mittelmäßigem Verstande. (*) Um die Wahrheit ihrer meinung darzuthun, behaupten sie. Der Herr von Voltaire sey ein schlechter Tichter, der Herr von Maupertuis ein mittelmäßiger Philosophe, und unsere besten Redner seyen nur Anfänger in der Rede-Kunst. Wollte man von der Geschicklichkeit des Herrn und der Frau Gottsched aus diesen so lächerlichen Aussprüchen ein Urtheil fällen, so würde man sie für schwache Köpfe und thörichte Leute halten; unterdessen sagen doch diejenigen, welche sie kennen, daß sie sehr artige und vernünftige Leute seyen. Da nun dem also ist, so siehet man an ihnen ein trauriges Beyspiel der Wirkungen einer unmäßigen Begierde, die Gelehrten einiger Völker zu verkleinern. Diese Begierde kan die scharfsinnigsten Köpfe in Verwirrung bringen und die verständigsten Leute bisweilen zu Grillenfängern machen. Die unmäßige Liebe gegen das Vaterland ist bey vielen Verfassern eben das, was die irrende Ritterschaft bey Don Quichotte war; der Held la Manche war sehr vernünftig, wann es nicht Bezauberungen, Turnire und Ritter betraf. Der Herr und die Frau Gottsched sind sehr vernünftige Personen, so bald sie nicht von den Französchen Philosophen, Tichtern und Rednern schreiben.

Vor einiger Zeit habe ich eine Schrift des Magdeburgischen Rectors Johann Justs von Einem gelesen, welcher, ob er gleich nicht so stark als die Frau Gottsched gegen die Französischen Verfasser eingenommen ist, doch viele Fehler entweder aus Unachtsamkeit oder aus Unwissenheit begangen hat. Wenn man von einem fremden Volke reden will, so müste man dasselbe vollkommen wohl kennen, oder man sieht sich in Gefahr überführet zu werden, daß man von einer Sache habe urtheilen wollen, deren Käntniß bey uns nur sehr gering und mangelhaft ist. Dieser teutsche

(*) Siehe was hierüber gesagt worden Tom. I. de Memoir. de l'Espr. & du C.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/175 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Rector behauptet, daß die Französischen Gottes-Gelehrten die heilige Schrift nicht gründlich verstehen. Hätte er so viele vortrefliche Streitschriften, welche die Gelehrten bewundert haben gelesen, so würde er ganz anders geredet haben. Kan wohl ein jeder Römisch-Catholischer sich entbrechen, die Herren Boßuet, Arnaud, Nicole, Chesmacher, Calmet, viele Benedictiner, die so wohl wegen ihrer Wissenschaften als auch Frömmigkeit in grossem Ansehen gewesen, mit der äussersten Hochachtung zu verehren? Verwirft man die Meinungen der Catholiken, so ist man zum wenigsten verbunden die Verdienste Calvini, Theodori Bezä, Petri du Moulin, Daille, Claude und Capelli zu erheben. Die Gelehrten, welche die guten Eigenschaften überall, wo sie sich finden, loben, werden, sie mögen nun Catholiken oder Protestanten seyn, eingestehen, daß die verschiedenen Schriftsteller, welche ich so eben aufgezehlet, ihre Parthey, so sie ergriffen hatten, aufs beste, als sie gekont, vertheidiget und gezeiget haben, daß sie eine gleiche Stärke in der Erkäntniß der Schrift und der Kirchen-Väter besassen.

Dieser Magdeburgische Rector, wenn er von Französischen Geschichtschreibern (*) redet, beklaget sich, daß sie so wohl gegen die Protestanten als Catholiken schreiben. Dieser Verweis gereicht ihnen zum Lob. Die Geschichte dieser letzten Jahrhunderte muß keine Lobrede einiger Priester und Prediger abgeben, sondern eine aufrichtige Abschilderung der Laster, denen sich diejenigen ergeben, welche sich von jenen blindlings haben leiten lassen, als deren schädliche Streitigkeiten den Untergang so vieler Elenden befördert.

Das

(*) Historiam, tam ecclesiasticam quam politicam, summo excolunt studio, etsi illa, tam Pontificiis quam Protestantibus uno labore detrimentum adferant. Joan. Just. von Einem Commentariolus Historico-Literarius de Fatis Eruditionis apud potiores orbis Gentes. p. 28. Magdeb. 1735.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/176 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Das Urtheil dieses Mannes über die Französische Tichter und Romanen-Schreiber, muß man als die höchste Unwissenheit angesehen werden. Da haben sie, mein Herr, schlecht weg, was er davon sagt: **Sie führen schandbare und unzüchtige Reden.** (*) Kan man wohl etwas schreiben, das der Wahrheit mehr zu wieder lauft und einen Beweißthum ausliefert, daß es Verfasser gibt, welche über die Verdienste der Schriftsteller eines Volks ein Urtheil fällen, nicht allein ohne daß sie im Stande sind, die Zierlichkeiten derselben einsehen zu können, sondern was noch mehr ist, ohne daß sie dieselben kennen oder iemahls gelesen haben? Ist es nicht abscheulich, daß Leute, welche ihre Lands-Leute unterrichten wollen, selbst so schlecht unterwiesen sind? Ein Mann, welcher die Französischen Tichter nur aus einer so kurzen und unrichtigen Beurtheilung kennet, hat der nicht eine gute Käntniß von ihren Verdiensten? Corneille, Racine, Boileau, Crebillon, Capistron, Quinault, Voltaire, Fontenelle, Moliere, Regnard, Malherbe, Racan, Boisrobert, Sarasin, die Frau des Houlieres, die Gräfin von Suze, Patisson, Pavillon, la Monnoye, Lafosse, der Abt von Chaulieu und andere, sind das Tichter, welche schändliche und unzüchtige Dinge vorgebracht? Wird man wohl in ihren Schriften ein einziges Stück finden, das ein Frauenzimmer nicht lesen, und der strengste Andächtige nicht in seiner Bibliothek haben dürfe? Vielleicht aber wird ein Teutscher, ein Anhänger dieses Rectors sagen, Rousseau und Fontaine, welches sonst gute Tichter sind, haben viele unzüchtige Stücke verfertiget. Ich gestehe es, und es sind diese beyde gute Tichter allein, welche in diesen letzten Zeiten, das ist, zu der Zeit, da die Französische Tichtkunst aufs Höchste gestiegen, diesen Fehler begangen haben. Müssen nun wohl zwey Verfasser alle diejenigen, welche ich angeführet, und viele andere so ich noch anführen könte, überwiegen? Was die Romanen-Schreiber ange-

(*) In Poesi & Fabulis Romanis sunt obscœni, Id. ibid.

angebet, es sind die schlechtesten, welche Zoten geschrieben: Aber die Astrâa von dem Herrn Durfé; der Polexander von Gomberville; die Cleopatra, die die Cassandra, der Pharamond von Calprenede; die Clelia von der Madem. Scuderi; der Cyrus von ihrem Bruder; die Zaire von Segrais; der glücklich gewordene Bauer von Marivaux; der Cleveland von Prevot-d'Exiles; die vertriebene von der Frau Villedieu; der lustige Roman und die neuen Begebenheiten von Scaron; die Verwirrungen des Verstandes und Herzens von Crebillon; der Schauplatz der Liebe und des Glücks von Mademoiselle Barbier; die sinnreichen Bekäntnisse des Grafen D*** von Duclos haben nichts garstiges in sich, das nicht von allen Frauenzimmern dürfte gelesen werden. Will man hartnäckig behaupten, daß die Tichter und Romanenschreiber unzüchtige Dinge vorbringen, so urtheilet man von den Schriften dieser Verfasser, so unvernünftig, als ein Mensch, welcher zu Paris über die in Japan geschriebene Bücher nach dem Bericht eines Holländischen Bootsknechts, welcher zu Nagersaki zwey oder dreymahl mit einem Porcellan-Kramer geredet, ein Urtheil fällen wolte. Man kan sich zur Ehre und zur Beförderung der Wissenschaften dem Unheil, welches dergleichen Schriften, als des Herrn Rectors sind, anrichten, nicht genugsam wiedersetzen. Man streuet sie nicht nur in ganz Teutschland, sondern auch in ganz Norden aus: man verkauft sie in Schweden, in Dännemark, in Rußland, in Pohlen, und der grösseste Theil von Europa urtheilet von den Verdiensten der berühmtesten Schriften aus so falschen Nachrichten.

Es kommen sehr oft Bücher zum Vorschein, welche eben so beschaffen sind, wie das, worüber ich mich zu beschweren wichtige Ursachen gehabt. Vor etlichen Tagen habe ich in einem Werk, das eben heraus gekommen, eine so genante Lebensbeschreibung des Herrn von Voltaire gelesen. Es ist eine schändliche Schmäh-

Schrift,

Schrift, welche aus Stücken zusammen geschmieret ist, die von der gelehrten Welt so schlecht befunden worden, daß sie der Verfasser für seine Arbeit nicht erkennen will. Unterdessen hat der Schreiber dieses Lebens alle Unwahrheiten und Verläumdungen mit grössestem Fleiß zusammen getragen, welche in der Schrift, Voltairomanie betitult, zu finden, wie auch alle die Läster-Reden, welche in den Briefen, so man gegen den Herrn von Voltaire in verschiedenen Tage-Büchern gedruckt hat, anzuteffen sind. Dazu hat er noch einige freye Gedichte gefüget, welche diesem vortreflichen Tichter fälschlich zugeschrieben werden, und ein Werk daraus zusammen gestoppelt, dem er den Titul einer Geschichte gegeben. Was am meisten zu bewundern, ist, daß dieses Pasquill in einem Buch, das die Lebensbeschreibungen berühmter noch lebender Männer in sich halten soll, eine Stelle bekommen. Ist es wohl erlaubt, daß einem Manne welcher an der Geschichte der Verfasser seiner Zeit arbeitet, unbekannt ist, daß die Voltairomanie eine Schmäh-Schrift, welche durch die Obrigkeit verboten, und der Abt von Fontaines wiederrufen hat? Dieser Wiederruf ist in den Werken des Herrn Marquis d'Argens gedruckt, und es ist unmüglich, daß diese dem Teutschen Verfasser solten unbekannt seyn; dann er führet viele Stellen daraus an. Wann er aber die Stücke, welche die Unrichtigkeit der Sachen, so in der Voltairomanie vorgebracht werden, zur Gnüge beweisen, in den so genannten Lettres Chinoises ja nicht solte gesehen haben, so muß er sie nothwendig in vielen andern Büchern gefunden haben, unter andern in dem sechsten Theil der Werke eben dieses Herrn von Voltaire, dessen Leben er zu beschreiben vorgibt. Ist es nicht abscheulich, daß man den Ruhm und den guten Namen eines Gelehrten, welcher so wohl wegen seiner Gelehrsamkeit als auch wegen seiner persönlichen guten Eigenschaften in Ansehen ist, zu verdunkeln sucht? Muß sich nicht ein jeder Mensch, der Redlichkeit besitzt, de-

nen

nen Werken wiedersetzen, so einzig und allein deßwegen verfertiget werden, um so wohl die Wissenschaften als auch diejenigen, welche dieselben in Flor zu bringen suchen, zu verunehren? Man erweiset allen artigen Leuten eine grosse Gefälligkeit, wann man sie erinnert, daß sie vor einer solchen Schrift, wie die beschaffen ist, welche das so genannte Leben des Herrn von Voltaire in sich hält, einen Abscheu tragen, der mit der Grösse der Beleidigung, die man einem berühmten Manne anthut, übereinkommt. Ein Verfasser, welcher die Ehre achtbarer Männer vertheidiget, welcher die Lügen und Unverschämtheit der Verleumder entdeckt, muß als ein geschickter Artzt betrachtet werden, der zur Pest-Zeit Arzeney-Mittel verschreibet um vor diesem Uebel die Menschen zu verwahren, und diejenigen, so sich derselben bedienen wollen, würcklich heilet.

Ich bin mit vollkommener Hochachtung ꝛc.

Lion, den . .

Berlin,

zu finden bey Joh. Jac. Schützen

1745.

Obst. 1809

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/180 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Opost. 1109

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/181
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/182
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/183
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/ppn355020114/184
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG